

Die Sorben.

Literatur.

- Andree: Wendische Wanderstudien. Stuttgart, J. Maier, 1874. (Mit Abbildungen und Karte.) — Das Sprachgebiet der Lausitzer Wenden. Prag 1873.
- Anton: Erste Linien eines Versuches über der alten Slawen Ursprung, Sitten, Gebräuche, Meinungen und Kenntnisse. Leipzig, Böhme, 1783/89. (Mit einem wendischen Trachtenbilde.)
- Crüger: Origines Lusatiae. Leipzig 1726.
- Fahlisch: Der Spreewald. Berlin, Goldschmidt, 1877.
- Frenzel: Von der alten und heutigen Wenden Heyraths-, Hochzeits- und etlichen häuslichen Gebräuchen. In den Arbeiten der vereinigten Ges. in der Oberlausitz zu den Geschichten und der Gelahrtheit überhaupt geh. Leipzig und Bautzen 1754 V, 49—70. — Histor. Schauplatz oder Chronika und Beschreibung der Stadt und Herrschaft Hoyerswerda. Leipzig und Bautzen 1744.
- Haupt und Schmalzer: Volkalieder der Wenden, 2 Bde. (mit Karte und Abbildungen). Grimma 1842/43.
- Hoffmann: Die Sprache und Literatur der Wenden. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G., 1899.
- Hortzschansky: Von den Sitten und Gebräuchen der heutigen Wenden. Provinzialblätter, herausgegeben von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften. Leipzig und Dessau 1782 I, 1—16, 125—142, 249—263, 373—387. (Mit Noten.) Dazu Ergänzungen von M. Conrad, Beitrag zu den Abhandlungen von den Sitten und Gebräuchen der heutigen Wenden. (Ebenda, 2. Bd. = 5. Stück 60—73.) Vgl. auch I, 482—484 (Sorbische Worte im Deutschen).
- Gräfe: Tracht der Sorbenwenden. N. Laus. Mag. XI, 342—347.
- Grosser: Lausitzische Merckwürdigkeiten. Budissin 1714.
- Haupt: Sagenbuch der Lausitz. 2 Bde. Leipzig 1862/63.
- Hundrich: Nachrichten über die polnischen und die anderen außerdeutschen Sprachverhältnisse in der Provinz Schlesien. Übersicht der Arbeiten der Schlesischen Gesellschaft. 1843 bis 1846.
- Knauth: Derer Oberlausitzer Sorbenwenden umst. Kirchengeschichte. Görlitz, Fickelscherer 1767.
- Knothe: Zur Geschichte der Germanisierung in der Oberlausitz. Archiv für sächs. Geschichte N. F. II. 1876.
- Kolbe: Handbuch der Kirchenstatistik für das Königreich Sachsen. N. F., 16. Ausg. Dresden, Wulffen, 1894.
- Kofsyk: Serbska szwaŕba v. Blotach. Werben, Wenzel (ohne Jahr), 58 S.
- Kreufstler: Altsächsisches und sorbenwendische Altertümer für die Jugend, 360 S. und 15 Taf.-Abb. Leipzig 1823.
- Leske: Reise durch Sachsen. Leipzig 1785. (Darin bunte wendische Trachten.)

- Liebusch: Sagen und Bilder aus Muskau. Muskau 1860.
- Lutsch: Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien, 4 Bde. Breslau (III, 585. — 1891).
- Mogk und Stumme: Mitteilungen des Vereins für sächsische Volkskunde. Seit 1897.
- Mucke: Historische und vergleichende Laut- und Formenl. der niedersorbischen Sprache. Leipzig 1891. — Statistika lužiskich Serbow. Bautzen 1884/86.
- Müller: Das Wendentum in der Niederlausitz. Kottbus, H. Differt, 1894. (Mit Karte und Bildern.)
- Pech und Pypin: Das sorbisch-wendische Schrifttum in der Ober- und Niederlausitz von A. N. Pypin. Aus dem Russischen übertragen, sowie mit Berichten und Ergänzungen versehen von Traug. Pech. Separat-Abdruck aus „Geschichte der slawischen Literaturen“ von A. N. Pypin und V. D. Spasovič. Leipzig, Brockhaus, 1884.
- Pestalozziverein der Provinz Brandenburg: Brandenburg in Wort und Bild. Berlin, Klinkhardt, 1900.
- Posse: Die Markgrafschaft von Meißen und das Haus Wettin bis Konrad. Leipzig 1881.
- Preusker: Blicke in die vaterländische Vorzeit. Leipzig, Hinrichs, 3 Bde., 1841/44. (Mit 530 Abbildungen.)
- Schlesischer Pestalozziverein: Bunte Bilder aus dem Schlesierlande. Breslau 1898.
- Schmidt, Seyffert, Sponsel: Sächsische Volkstrachten und Bauernhäuser. (Bilder mit Text.) Dresden 1897.
- v. Schulenburg: Wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewald. Leipzig, Brockhaus, 1880. — Wendisches Volkstum in Sage, Brauch und Sitte. Berlin, Nicolai, 1882.
- Veckenstedt: Wendische Sagen, Märchen und abergläubische Gebräuche. Graz 1880.
- Weinhold: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde.
- Wuttke: Sächsische Volkskunde. Dresden, Schönfeld, 1900.

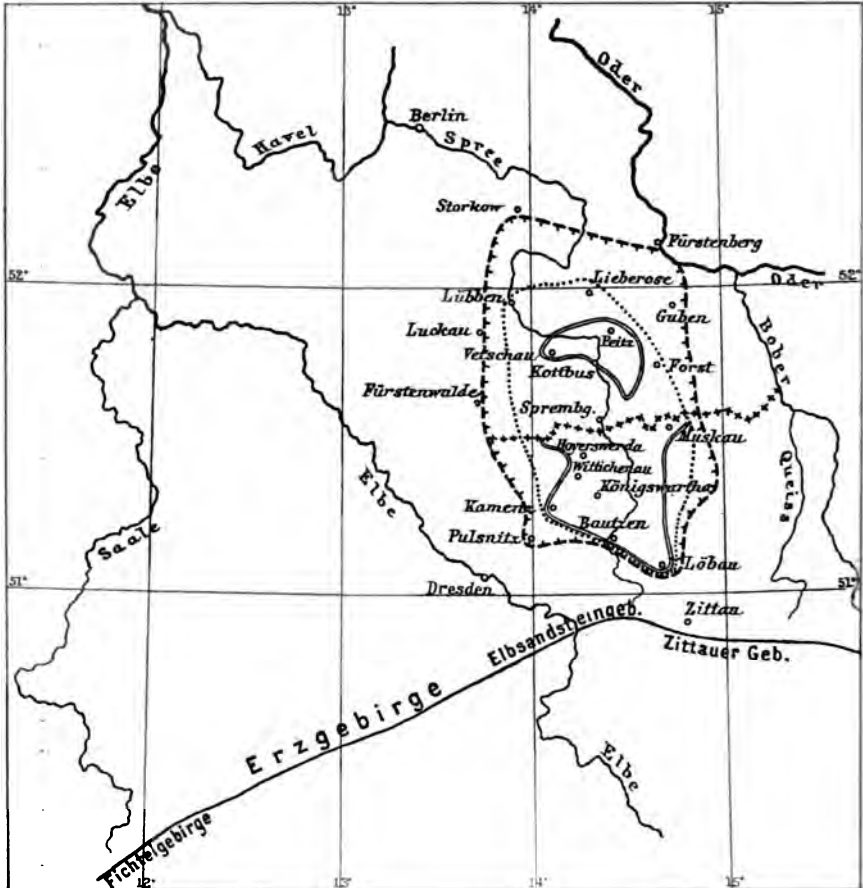
I. Sprachgebiet.

Wir bezeichnen unsere Sorben meist mit dem Namen Wenden. Das hat Mißverständnisse und Irrtümer seltener Art veranlaßt. Ursprünglich hat alles slawische Volk an der deutschen Sprachgrenze den Wendennamen geführt. Den Namen der Winden oder Slowenen hat man jetzt äußerlich abgetrennt; aber noch unlängst veröffentlichte H. v. Schulheim in der Steiermärkischen Zeitschrift (4. Jahrg.) „Volkslieder der steiermärkischen Wenden“. Der Name der germanisierten hannoverschen „Wenden“ hat noch kürzlich einen Statistiker zu dem falschen Schlusse bewogen, in Lüneburg lebte ein abgetrennter Bruchteil slawisch sprechenden Volkes. Polaben und Slowinzen werden in der Literatur gleichfalls als Wenden bezeichnet; nannte ja Pontanus seinen Katechismus wendisch-deutsch. Man wird darum gut thun, den Namen als Volksnamen überhaupt fallen zu lassen. Er wurde in den ältesten Zeiten von den Deutschen für die benachbarten Slawen angewendet.

Das alte Gebiet unserer Sorben kann im großen und ganzen durch die Grenzen Saale, Erzgebirge, Bober, untere Spree und Havel bezeichnet

werden (Abb. 107). Mit der Besiedelung und Germanisierung unter den Sachsen und Saliern schmolz das Gebiet sehr zusammen. Noch 1387 saßen aber bei Köpenick, unweit Berlin, „wende vf dem Kitze“. Nach Knauth hatten die Oberlausitzer Sorben im Jahrhundert der Refor-

Abb. 107.



Das sorbische Sprachgebiet.

Maßstab 1 : 2 750 000.

— Sprachgrenze um 1550.

..... Sprachgrenze um 1750.

--- Sprachgrenze 1900.

+++ Niedersorbisch-obersorbische Sprachgrenze.

mation etwa folgendes Land inne: Zwischen Ruhland und Mückenberg zog sich die Grenzscheide südlich über die Kirchdörfer Lindenau, Kroppen, Schmorkau, Schwepnitz, Bischheim bei Kamenz, Pulsnitz, Burkau, Pohla, Schmölln, Gaußig, Wilthen, Postwitz, Wendisch Sohland,

Krosta, Cunnewalde, Löbau, dann nördlich nach Tetta, Petershain, Daubitz, Pechern bei Priebus, Zibelle. Nach Norden setzte sich das Niederlausitzer Sprachgebiet, wie R. Andree erforscht hat, über Triebel, Pförten, Guben zur Neifsemündung fort und von Fürstenberg über Beeskow nach Storkow und dann südlich über Buchholz, Ludkau, Sonnenwalde, Finsterwalde, Mückenberg.

200 Jahre später, etwa um 1750, war das Niederlausitzer Sorbenland, nach den Ermittlungen Andrees, bedeutend zusammengeschrumpft. Es hatte noch folgende Grenzen: Ruhland, Kalau, Lübben, Lieberose, Forst, die Neifse aufwärts bis ziemlich zur Grenze des Ober- und Niederlausitzer Sprachgebietes. Vom Oberlausitzer kann man auf Grund von Knauths Angaben die Fortsetzung nach Süden so angeben: Kirchspiel Zibelle bei Muskau, Pechern, Daubitz, Petershain, Kollm, Krischa, Tetta, Löbau, Kosel, Postwitz bei Schirgiswalde, Schmölln, Kamenz, Sprachgrenze im Ofslinger Kirchspiel. Andree hat mit großer Genauigkeit die Grenze nicht bloß nach den Kirchdörfern, sondern auch nach den eingepfarrten Grenzdörfern gezogen. Aus seiner Karte ergibt sich, daß das Niederlausitzer Sorbengebiet in 200 Jahren über die Hälfte, das Oberlausitzer hingegen an der Nordost- und Nordwestgrenze beträchtliche Einbuße erlitten hatte, die Südgrenze aber nur einen schmalen Streifen oder teilweise gar nichts nach innen geschoben war.

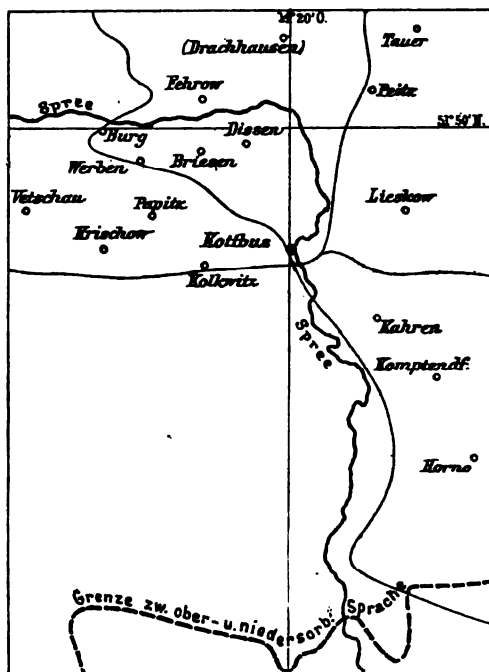
Für 1872 hat Andree das Niederlausitzer Sorbenland auf Grund genauer Nachrichten folgendermaßen umzirkelt: Senftenberg an der schwarzen Elster, Drebkau, Vetschau, die Spree oberhalb Leipe, Schönhöhe bei Peitz, dann die südlich laufende Grenzlinie bis Schleife im Oberlausitzer Gebiet und Kirchspiel Gablenz. Das Oberlausitzer reichte von dieser Gegend, dem Muskauer Landkreis, in ziemlich meridionaler Richtung bis Löbau, dann scharf westwärts biegend nach Schmölln und ziemlich geradlinig nach Ofsling und Tätschwitz. Die Niederlausitzer hatten also wieder die große Hälfte eingebüßt, die Oberlausitzer dergleichen an der Nordost- und Nordwestgrenze kleinere Stücke, im Süden nur wenig.

Einen noch viel größeren Verlust erlitt aber das Niederlausitzer Sorbengebiet seit dieser Zeit, denn heute hat es nur noch folgende Grenzen (Abb. 108 a. f. S.): Burg im Spreewald, Briesen, Dissen, Fehrow, Drachhausen (in Fehrow-Drachhausen-Briesen liegen die Verhältnisse eigentümlich: Fehrow ist Filiale von Drachhausen. Der Parochus predigt deutsch, und zwar in Fehrow dreizehnmal. Seit 1793 benutzen aber die Dörfer Schmogrow und Sakkasne, die eigentlich zu Briesen gehören, die Fehrower Kirche. Dafür predigt der Briesener Pastor die übrigen Sonn- und Festtage in der Fehrower Kirche wendisch, und alle vier Wochen deutsch), Tauer, Peitz, Lieskow, Kahren, Komptendorf, Hornow, Kottbus, Papitz, Krieschow, Werben, Vetschau, Burg. Ich habe immer nur die Kirchspiele genannt. Eine Anzahl von Kirchspielen, wie Jaensch-

walde, Kl. Döbbern, Gr. Glagow, wird noch von zahlreichen Wenden bewohnt, und im Spreewald unterhalb Burg hat sich noch bis heute, und wohl für lange, wendisches Wesen erhalten. Andererseits aber darf nicht vergessen werden, daß die Mittelpunkte, Kottbus, Vetschau und Peitz, trotz wendischen Gottesdienstes neben deutschen doch völlig deutsche Städte sind und daß selbst die Landbevölkerung beider Sprachen mächtig ist.

Viel widerstandsfähiger hat sich das Sorbentum der Oberlausitz erwiesen, das ja nun vom Niederlausitzer durch einen Wall deutscher

Abb. 108.



Die niedersorbischen Kirchspiele 1900.

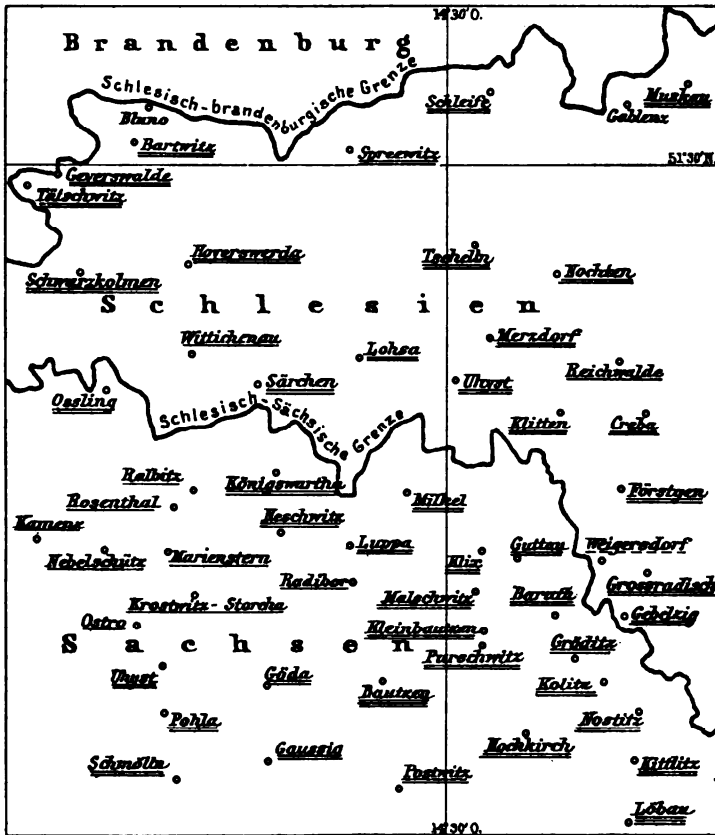
Maßstab 1 : 500 000.

Kirchspiele getrennt ist. Es beginnt, wie vor 150 Jahren, bei Muskau und die Grenze zieht sich (Abb. 109) nach Schleife und südlich über Tschelln, Merzdorf, Nochten, Reichwalde, Creba, Weigersdorf, Gebelzig, Gröditz, Koltitz, Nostitz, Kittlitz, Löbau, Hochkirch, Postwitz, Bautzen, Göda, Schmölln, Pohla, Uhyst, Elstra, Krostwitz, Nebelschütz, Kamenz, Marienstern, Rosenthal, Ralbitz, Oßling, Wittichenau, Hoyerswerda, die schwarze Elster abwärts bis Tätschwitz, Geyerswalde und die schlesisch-brandenburgische Grenze. Verloren ging also nur ein Stück südlich der Muskauer Heide und ein schmaler Grenz-

saum. Gerade die vier äußersten Ecksäulen stehen am standhaftesten. Die Muskauer, Löbauer und Schmöllner Landbevölkerung hat 350 Jahre der Germanisierung getrotzt, trotzdem sie unmittelbar neben Deutschen wohnte; die in der Gegend von Hoyerswerda und Tätschwitz 150 Jahre. Nur der Keil Mückenbergl, Tätschwitz, Schmölln ging verloren. Bei Muskau ist der Grund in der abgelegenen Heidegegend, südlich von Bautzen zum Teil in der Wirksamkeit des Pfarrers Immisch zu suchen, auf der Linie Löbau, Bautzen, Radibor, Ostro, Krostwitz-Storcha, Nebelschütz, Marienstern, Rosenthal, Ralbitz, Wittichenau, also im

großen und ganzen auf dem südlichen und westlichen Grenzgebiet, in der katholischen Bevölkerung und den katholischen Kirchen- und Schuldienern.

Abb. 109.



Die obersorbischen evangelischen (==), katholischen (—), gemischten (—) und altlutherischen (— —) Kirchspiele 1900.

Maßstab 1 : 500 000.

Die Zahl der Sorben betrug nach Andree 1849: 141 649, 1869: 137 416, 1871: 128 040. Nach anderen Angaben kann man für 1864: 139 460, für 1867: 134 895, 1875: 136 000 (Pech, S. 13: 40 000 Niedersorben, 40 000 preussische Obersorben, 52 000 sächsische Obersorben), 1880: 160 000 (ebenda), für 1890: 118 000, für 1900: 110 000 feststellen. Mucke gab 1884: 173 469 an.

Der Streit über diese Zahlen ist müßig. Die einen wollen, da alle auch deutsch sprechen, am liebsten gar keine Sorben anerkennen. Die zweiten meinen, es komme auf die Abstammung an, die Sprache

der Mutter; da wird die Zahl unverhältnismäßig groß und besitzt keinen praktischen Wert; man könnte ja fast mit demselben Rechte noch eine Generation zurückgehen. Die dritten verlassen sich auf die Zähllisten und bekommen da eine Musterkarte von gut deutschen „hannöverschen Wenden“, die von sorbischer Sprache vielleicht noch nie gehört haben, ferner von völlig germanisierten deutsch sprechenden Sorben, die nur dem Zähler zuliebe sich als wendisch einzeichneten, endlich von Sorben, die nur nebenbei deutsch reden. Statistiker helfen sich damit, daß sie die auf den Zähllisten als „wendisch und deutsch“ sprechend angegebenen je zur Hälfte den beiden Völkern zuzählen. Die Angabe „wendisch und deutsch“ oder wendisch oder deutsch ist ja aber ganz in der Luft schwebend bei Leuten, die beider Sprachen mächtig sind.

Es ist am richtigsten, bei Völkersplittern, wie beispielsweise den Slowinzen oder ostpreussischen Kuren, alle der Sprache noch leidlich mächtigen zusammenzuzählen, denn eine solche Statistik gilt ja sprachwissenschaftlichen oder kulturgeschichtlich - volkskundlichen Zwecken. Bei wirklichen Völkern aber, z. B. den Sorben, müßte man drei Zahlen angeben; eine für die ausschließlich sorbisch sprechenden, eine zweite für die des Sorbischen noch mächtigen und eine dritte für die sich zum wendischen Gottesdienst haltenden. Daß auch diese Zahlen nur ein annähernd richtiges Bild geben, liegt in der Sache selbst; man kann für einen so schwankenden Begriff keine Zahl einsetzen, die allen Leuten recht wäre. Dann würde auch die leise Anklage verstummen, die in den Worten eines guten deutschen, jetzt für die Wenden thätigen Seelsorgers, lag und dem ich bedeutete, man hätte doch die wissenschaftlichen Forschungen und Statistiken nicht bloß in wendischen Zeitschriften und Büchern niederlegen sollen. Er erwiderte nämlich: „Die Deutschen nehmen ja doch unsere Statistik nicht an.“ Wenn gewisse Kreise den Sorben gegenüber Sprachausrottungssucht an den Tag legen, dem Volke gegenüber, das sich in seiner Treue erprobt hat, so ist das gewiß auf ein ganz falsches Vaterlandsgefühl zurückzuführen, und über diese Kreise kann ruhig zur Tagesordnung übergegangen werden. Aber die Zahl der Wendenfeinde ist wohl eine ganz geringe. Der beste Beweis, dünkt mich, ist die seit der Reformation fast unveränderte Sprachgrenze in Sachsen. Dem Staate aber zumuten wollen, ein paar Agitatoren zuliebe absterbende fremde Sprachreste an den Grenzen künstlich zu beleben und mit Kostenaufwand, wohl gar gegen den Willen der meisten Kirchspielangehörigen, zu erhalten, das wäre doch wohl die Ansicht eines nicht ernst zu nehmenden Menschen. Kein ehrlich denkender Deutscher wird grundlos einem wendischen Kirchspiel seine Muttersprache verbieten wollen. Es wäre aber auch zu viel verlangt, wenn er gegen die sich ganz von selbst vollziehende Verdeutschung Maßregeln anwenden sollte. Da bildet sich ein wendischer Burschenverein, der ganz gut den Vorzug der

deutschen Kultur erkannt hat, „um kein Wort wendisch mehr zu sprechen“. Ein Pastor, ein Wendenfreund und einsichtiger Mann, hat geglaubt, es hiesse „deutsch“ statt wendisch und sagte mir: „Die Thoren, da können sie nur in ihrem Dorfe sitzen bleiben, in Bautzen werden sie keinen Narren finden, der auf solche Thorheit einging.“ Das sagt derselbe Mann, der mir erzählt: „Wenn ein Wende zu mir kommt und radebrecht deutsch, so sprech ich zu ihm, kannnitverstan, dann weiß er, daß er wendisch zu reden hat.“ In der Niederlausitz fuhr ich mit einem Bauer durch die Kottbuser Gegend. „Hier wird wendisch bis in alle Ewigkeit gesprochen, aber mit dem Wendischen kommt man gerade bis Kottbus, und das hiesige Volk ist viel zu aufgeklärt, etwa gar wendisch zu bleiben, wir sind doch alle Deutsche, und die Welt schreitet immer weiter vorwärts.“ Ich fuhr auf einem Spreewaldkahn und fragte meinem Fergen einzelne Worte ab. Viele wußte er gar nicht mehr, auf manche brachte ich ihn erst wieder, da rief er: „Hierher kommt auch immer einer, der kann böß werden, und der zankt, wenn wir deutsch reden; aber das Wendische hört doch auf. Soll denn das gar wieder eingeführt werden, das hat doch gar keinen Sinn, das war für die Alten, die Jungen lassen sich nicht verdummen.“ In den verschiedensten Gegenden des sächsischen, schlesischen und brandenburgischen Sorbenlandes fand ich bei den gewöhnlichen Leuten immer dieselbe Ansicht über das fortschreitende Verschwinden der sorbischen Sprache. Fast scheint es, als ob sich im Spreewalde das Sorbentum, wenigstens die Tracht, als Schaustück für die zahlreichen Sommergäste erhielt. Ein Mädchen aus dem benachbarten Werben gab in diesem Sinne ein ungünstiges Urteil über die Burger Tracht ab. Im Reiseführer las ich, man müsse die Versammlung der wendischen Mädchen vor der Burger Kirche vor Kirchenanfang als etwas Eigenartiges ansehen. Ich ging hin, die Dorfschönen waren nicht da, wohl aber einige Hundert Berliner, die „den Rummel auch mal sehen“ wollten. In Burg, der Hochburg des Sorbentums oder vielmehr der wendischen Tracht, habe ich in allen Schenken auch nicht ein wendisches Wort gehört, da klang es vielmehr so: „Ein Kerl wie ich fürcht' sich vorm Teufel nicht und soll sich vor einem Geheimrat fürchten, Quatsch mit Sose. Ich will ein Spitzbub heißen, wenn ich nachgebe. Du denkst auch, wes Brot ich schling, des Lied ich sing. Aber ein Vater kann eher sechs Kinder ernähren als umgekehrt, und wer Nesseln pflanzt, brennt sich. Wenn du mich dumm machen willst, mußt du dich erst gescheit machen, wer mich für dumm kauft, hat sein Geld umsonst naugeschmissen. Ich sag: viel bedenken, wenig sagen, keinem Menschen sein Leiden klagen. Auf meinem Hof bin ich Herr, weh dem, der mir da was sagen will. Was so e Geheimrat weiß, das weiß ich a noch. Noch fürn Fünfer Kümmel!“ Nach dieser Flut von Sprichwörtern sperrte er sich entschieden dagegen, daß die, nun gebaute, Kottbuser Bahn durch seine Fluren gehen sollte, weil man ihm nur

einen Streifen und nicht das Ganze abkaufen wollte. „Solang ich noch ein paar Pfenge habe, werd ich mei Recht suchn bis ich sieg. Sie habn alle unterschriebl? Ja mit drei Kreuzen, damit unterschreibt man gegen den Teufel.“ Ich fragte die Wirtin: „Das ist doch kein Wende, der redet doch deutsch?“ „O ja, aber das Wendische lernen ja nur noch die Kottbuser Kaufleute, dafs sie bessere Geschäfte machen.“

In Weifswasser bei Muskau hat beim Antritt des neuen Pastors vor etwa einem Dutzend Jahren überhaupt niemand nach sorbischer Predigt verlangt. Als Immisch so gern das Sorbentum dort beleben wollte, konnte er selbst zum Abendmahl nur einige wenige alte Frauen und Männer bekommen. In Muskau, das deutsch ist, haben die Heidebewohner allein noch Interesse an sorbischer Predigt. Schleife mit echt sorbischem Gepräge suchte ich Sonntag abends auf. Im reich besuchten Gasthaus safs alt und jung, trank und scherzte, aber kein Wort sorbisch war zu hören. Und gerade in dieser Gegend haben sich die eigentümlichsten Sitten erhalten. Die einzige sorbische Stadt Königswartha mit 1200 Einwohnern zeigt ein ganz deutsches Gesicht. Da giebt es 15 Vereine für die 3000 Sorben und 400 Deutschen des Kirchspiels. Wer in eine Familie kommt, kann wohl noch etwas Sorbisch hören. Wer aber auf der Strafsen hört und fragt, wer im Gasthof sich erkundigt oder Schilder ansieht, wird überall deutschen Laut finden, nur auf dem Kirchhof kann er vereinzelte sorbische Inschriften lesen. Und geht man von Löbau über Kittlitz und Hochkirch und Weifsenberg, so bietet sich nur dem Sorbisch, der es sucht. „In Hornow“, klagte eine alte Sorbin, „kommen nur noch ein paar alte Frauen, und der Pfarrer predigt geduldig, auch wenn nur zwei bis drei zum sorbischen Gottesdienst kommen.“ In Lübbenau (1867) und Spremberg (1873) erlosch nach dem Absterben der letzten sorbenfreundlich gesinnten Pastoren nicht nur das Interesse am Wendentum, sondern auch dieses selbst vor einigen Jahrzehnten.

In den sorbisch-deutschen Gemeinden Sachsens wohnten 1890 55 277 Evangelische in 25 und 14 004 Katholiken in 9 Kirchspielen. Die katholischen ländlichen Kirchspiele sind rein sorbisch und haben gar keinen deutschen Gottesdienst, die evangelischen haben abwechselnd sorbischen und deutschen, die meisten öfter sorbischen als deutschen. Gab es ja auch 49 916 Oberlausitzer Sorben hier. Die schlesischen Oberlausitzer Sorben wohnen hauptsächlich in den Kreisen Hoyerswerda und Rotenburg, es waren 1890 über 27 320. 1891 sprachen daselbst 8380 Schulkinder deutsch, 1140 sorbisch und deutsch, 4018 wendisch, im Kreise Rotenburg 23,02 Proz., im Hoyerswerdaer 37,69 Proz. Im Hoyerswerdaer waren 43,62 Proz. Sorben. 1886 aber sprachen noch im Görlitzer Landkreise 57 Kinder sorbisch und deutsch, im Rotenburger 847, im Hoyerswerdaer 852, aufserdem im letzteren 2109 nur sorbisch, im Rotenburger 1751. Auf welche Umstände die Zahlenverschiedenheit zurückgeht, weifs ich

nicht. Die brandenburgischen Niederlausitzer Sorben zählten 38 245 Köpfe. Im Kottbuser Landkreise gab es 1891 2700 deutsche, 744 sorbisch-deutsche und 5465 sorbische Kinder, in der ganzen Mark, in den sorbisch-deutschen Kreisen Guben-Land, Lübben, Kottbus-Land, Sorau, Spremberg: 33 465 deutsche, 1630 sorbisch-deutsche und 6224 sorbische Schulkinder. Berlin zählte 239 Wenden. Der Landkreis Kottbus hat 57,67 Proz. Sorben. Von den preussischen Sorben rechnet man 65 092 der evangelischen und 2789 der katholischen Kirche (Wittichenau) zu, sonst waren noch 3 bei der Brüdergemeinde, 63 bei den Apostolischen und 9 bei den Juden. Der Staatsangehörigkeit nach gehörten 67 430 dem Deutschen Reiche, 509 Österreich, 13 Ungarn, 10 Schweden und 2 Belgien an, eine Sorbin hatte russische, zwei rumänische Staatsangehörigkeit. Ausser Landwirtschaft und Viehzucht wird noch Fischerei, Töpferei, Leinweberei getrieben; auch Maurer, Zimmerer, Tischler werden die Sorben gern.

1890 hatte die Mark zwei und Schlesien vier evangelische Pfarrer von sorbischer Muttersprache, in Schlesien lebten zwei und im Regierungsbezirk Aachen drei römisch-katholische Ordensschwwestern sorbischer Zunge, die Zahl der sorbischen Pastoren und Lehrer in Sachsen ist weit größer. Doch gilt noch Knauths Klage, wenn auch abgeschwächt, daß die Nachfrage nach sorbischen Pastoren, die zum größten Teil doch sorbische Muttersprache ererbten, größer als das Angebot ist. Die sogenannte katholische, besonders die Klostergegend, stellt wohl die meisten. Nicht unerwähnt will ich lassen, daß auch in Dresden, Berlin und Leipzig jährlich ein oder einigemal sorbischer Gottesdienst abgehalten wird. Im ganzen alten Sorbengebiet aber finden wir noch alte slawische Worte, so Saupe = Supan (Dorfhauptling, Schöppe), Weithas oder Withas (Rittermälsiger), Pritzabel oder Pritzstabel = Gewässeraufseher, Kretschmar = Gastwirt, pomale (langsam), Kleinergarten (Klanzei), Marunke (große Pflaume), Plauze (Lunge), Nusche (Messer), Boie (Wiege), Berl (Hammer), Grenze, Karete, Potschek (Spiel, auch „Klippe“ genannt), pietschen (trinken) und hatschen, Namen wie Karausche, Plötze, Hual (Gans), Bile (Ente), Hantscher (Schwein), Husla, Buberzge (Wandbrett, schlechtes Lager, Gerümpelbrett), Schaluppe (schlechte Hütte), Parockenhaus (Piraggen, Gebäck), Kütschel (schlechtes Obst), pritsch (rutsch, von precz = weg).

Die Geschichte der Sorben ist anfänglich die Geschichte ihrer Unterwerfung. In den früher von Germanen und später von ihnen selbst angelegten Rundwällen, die dem Kultus und der Verteidigung galten, findet man noch Spuren ihrer ältesten Zeit, Topfscherben und Gerätbruchstücke. Um 630 ist der Sorbe Derwan Bundesgenosse des Tschechenherrschers Samo. Karl scheint in Güte mit ihnen ausgekommen zu sein, die letzten Karolinger aber hatten von ihren Anstürmen zu leiden. Da züchtigte Heinrich I. die Magyaren und dann die verbündeten Sorben, und sein Markgraf Gero überzog mit fester

Hand, wie die Ottonen im ganzen eroberten Lande, seine Mark spinnen-netzartig mit Militär und Militärstationen. Es ist wohl eine Sage, daß der strenge, unnachsichtige Mann 30 eingeladene Wendenfürsten auf einem Gastmahle habe töten lassen. 965 wurde die Lausitz dem Bistum Meißen einverleibt, früher gehörte sie zu Brandenburg. 1002 mußte Heinrich II. die Lausitzen dem Boleslaw Chrobry abtreten, dessen Nachfolger sie mit wechselndem Glück bis 1032 hielten. Dann hatten die Wettiner und die Groitzscher die Lausitzen. Trotz des durch Heinrich den Löwen 1180 angezettelten Aufstandes der Sorben konnte an ihrem Geschick nichts mehr zu ändern sein. Langsam fand das Christentum Eingang. Bis 1304 waren die Wettiner, als böhmische Lehnleute, Herren über sie; auch Markgraf Otto von Brandenburg war unter Wenzel II. 1250 Lehnsmann eines Teiles.

Ein Blick in diese alten Zeiten der Lausitzen gewährt uns interessante Aufschlüsse über das Leben und Treiben und die reichen Handelsbeziehungen. Die Museen zu Görlitz und Bautzen bergen wertvolle Belegstücke, dort die zierlichen Kleinteile eines großen arabischen Hacksilberfundes aus Neschwitz bei Bautzen, Münzen des Sumaniden Ahmed ibn Ismael (907 bis 913), und einen Dirhem von Mansur I. (961 bis 976), dazu Ringe, Haken, Ketten und Zierstücke, aber auch Münzen Eberharts von Bayern (937/38), Eadgars von England (959 bis 975), Denare oder Wendenpfennige; ebenso Münzen Ottos I. (936 bis 972) und die herrlichen Goldzierstücke des Vetterfelder Goldfundes aus der Nähe von Guben. Die zierlichen, verschiedenartigen Urnen aus dem großen Wendengebiet sind krug-, napf-, schüssel- oder topfförmig und bieten selbst in ihrer einfachen Ornamentik eine Fülle von Verzierungen. Die Beigaben der Urnen an Kämmen, Waffen, Hausgerät u. dergl. bis zum Wirtelstein des einfachen Webstuhls wären auch heute noch zum Teil verwendbar. Ja, eine Art Schere in einer solchen Urne fand ich noch heute in derselben Form in Gebrauch .

Nach den Askaniern war König Johann von Böhmen 1346 Herr der Oberlausitz und Karl IV. auch Besitzer der Niederlausitz. Bei Böhmen und Österreich verblieben nun die Lausitzen, bis sie Ferdinand II. an Johann Georg 1621 verpfändete und bis zum Prager Frieden 1635. Da ward der Kurfürst von Sachsen wieder Herr des Landes. Ja beim Tilsiter Frieden erhielt der sächsische König sogar noch den fehlenden Kottbuser Teil. 1815 mußte Sachsen die Niederlausitz und den schlesischen Teil der Oberlausitz an Preußen abtreten. Hat man auf der einen Seite eine Abnahme der sorbischen Sprache und Selbständigkeit ins Feld zu führen, so darf auf der anderen Seite nicht die Zunahme des Wohlstandes übersehen werden. Die Siedelarbeit der Deutschen in der Zeit der Salier und ihrer Nachfolger kam zwar zunächst nur dem Lande zu gute, nicht in dem Maße den sorbischen Be-

wohnen. Wohl wurden die alten Supane und Withasen, sobald sie sich eines deutschen Amtes würdig zeigten, zu allen Ehren aufgenommen, aber der gewöhnliche Mann hatte nicht das gleiche Los. Man suchte ihn von Zünften und Städten auszuschließen und seine Sprache zu unterdrücken. In Lehrbriefe nahm man die Formel auf, der Lehrling sei aus gutem deutschen Blute und nicht wendischer Nation. Darüber werden sich die Sorben kaum gekränkt haben; sie sind und waren treffliche Töpfer seit alter Zeit, auch Schneider und Schuhmacher, und fanden bei den Ihren Abnahme. Sie wollten auch kaum mehr sein als Dorfhandwerker und Bauern, wie ja noch heute kein Slowinze, kein Kure etwas anderes als Fischer sein will. Übrigens glich 1500 Joachim I. die ungleichen Rechte aus, und 1550 verordnete der Landvogt von Schlick, in Luckau dürfe der Wende so gut wie der Deutsche sein Handwerk ausüben. Schlimmer war es schon mit der Sprache beim Gottesdienst und bei Gericht. 1246 sollten die Diesdorfer Sorben verjagt werden, wenn sie dem heidnischen Glauben nicht entsagten, 1293 verbot Bernhard II. von Anhalt die sorbische Sprache vor Gericht, 1327 Landgraf Friedrich bei Todesstrafe in Leipzig, Zwickau, Altenburg. In Meissen geschah das Verbot 1424, in Lübbenau 1430, so schnell schritt die Zeit. Unter Wiprecht von Groitzsch gab es bekanntlich östlich der Elbe nur selten einen Deutschen, wie der Pegauer Mönch berichtet. An dem jetzigen langsamen Aufhören der wendischen Sprache aber lasse man sich genügen, die Germanisierung hatte schon im 13. Jahrhundert durch die große Siedelarbeit der Thüringer, Flamen, Franken, Bayern und Sachsen den Sieg auf den Fahnen.

Die Bevölkerung der wendischen Dörfer zerfällt in drei Teile: in die deutschen Rittergutsbesitzer, Gastwirte, Handwerker, in die Beamten und die Bauern. Der erste Teil ist der Stamm des Deutschtums; vom Gastwirt gilt dies besonders. Im Krüge spielt sich das öffentliche Leben ab; vom Krüge, mit dem oft ein Kaufmannsladen verbunden ist, dringen neue deutsche Erzeugnisse ins Sorbendorf. Hier giebt es Zeitungen, Bilder, Angebote. Vom deutschen Beamtentum dringt noch mehr Deutschtum in die Gehöfte ein. Gehen auch Pfarrer und Kantor meist liebevoll auf die fremde Sprache und Sitte ein und pflegen sie wohl auch hier und da, so sehen doch die Sorben bald den hohen Wert deutscher Sprachkenntnis. Der junge Bursche erhält in der benachbarten Stadt besseren Lohn; das Mädchen heiratet einen deutschen Handwerker oder Beamten. Sie geht sorbisch ins Pensionat und kommt deutsch wieder. Der Bursche bringt die deutsche Sprache mit und behält sie auf dem Dorfe bei. Ganz abgesehen von der deutschen Schule, bringen die Militärdienstjahre und die Einrichtung der Kriegervereine Deutschtum und deutsche Sprache mit Macht von selbst überall hin. Aber noch mehr die Einrichtung der Posten und Bahnstationen. Wie die unzähligen Spreearme den Spreewald, so umklammern die Fußwege der Postboten und die Schienenstränge von allen Seiten die

einzelnen Teile des Sorbenlandes, kein Häuschen kann sich der Verdeutschung entziehen. Man sieht das so recht deutlich an den Grenzen. In Leipe, Lehde, Vetschau, Hornow, in Bylegure und Peitz hält sich wohl die Tracht noch einige Zeit, die Sprache aber ist bis auf Reste erloschen. Denn die beiden Sprachen haben wie überall getrennten Gedankeninhalt, oder der betreffende Mensch ist nicht fähig, sofort den einen Gedanken, etwa einen Liedervers oder ein Gebet, in der anderen Sprache wiederzugeben. Selbst gebildete Leute, die beider Sprachen mächtig sind, haben mir nicht eine sorbische Gedichtstrophe sofort deutsch wiedergeben können. Sie können aber ganz verständnisvoll und andächtig die sorbische und die gleichbedeutende deutsche Gedichtstrophe hersagen.

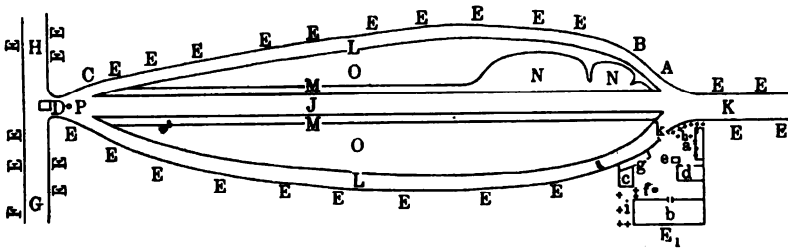
Der dritte Teil, die sorbischen Bauern, ordnen sich den Besitztümern nach. In Werben hatte ein Großbauer ungefähr 80 Hufen, ein Halbbauer 40, ein Kossät 20, ein Büdner 10, ein Häusler 1. Jetzt sind diese Besitzverhältnisse durch Ver- und Zukauf verschoben. An der Spitze der Bauernschaft, dem Landrat unterstehend, tritt der Schulze oder Gemeindevorstand hervor, meist ein intelligenter, vorurteilsloser Bauer. Er ruft seine Bauern zur Gromada, Gemeindeversammlung, zusammen. Ehemals gingen Hammer oder Tafel von Haus zu Haus, später ward die Ankündigung unter Trommelschlag und Glockengeklingel ausgerufen; jetzt wird in den verschiedenen Dorfteilen ein Zettel von Haus zu Haus geschickt, die der Gemeindediener und Nachtwächter austrägt. — Der Gemeindegirt ist seit der Separation nur noch in wenig Dörfern anzutreffen.

II. Dorf und Gehöft.

Das sorbische Dorf ist meist eine Art Angerdorf. Eine angerartige breite Dorfstraße führt geradlinig von Feldmark zu Feldmark. Die Straße ist so breit, daß zwischen ihr und der Häuserreihe oft noch eine breite Flur mit Graben und Fahrweg vor dem Hause liegt, so daß die Reihenfolge Dorfstraße, Graben mit Teich, breiter Weg, Gehöft, nach beiden Seiten zu sehen ist. Auf dem breiten Anger stehen wohl auch Kirche, Schule, Spritzenhaus, wenn sie mit dem Herrngut nicht in die Zeile eingereiht sind. Am Ende des Dorfes laufen die beiden Fahrwege mit der Dorfstraße wieder zusammen, und hier wird nun an beiden Enden die Dorfstraße von anderen Landstraßen oft rechtwinklig geschnitten. Auch hier sind wenigstens in der Nähe des Dorfes die Straßenseiten mit Häusern bestanden, wie beispielsweise in Gurhow (Abb. 110) und vielfach in der Niederlausitz. Der Dorfplatz gleicht einem Band (= Brahno, Bylegure) oder einer abgestumpften Lanzen spitze ( Gurhow, Ruben), und wenn die Orte sich vergrößern, einem Kreuz (, wie in Kahnsdorf, Großlütbenau. Eine zweite Dorfform ist die des Rundlings, wie er in vollkommener

Schönheit im hannöverschen Wendlande auftritt und auch in den längst germanisierten westelbischen Gegenden, so bei Leipzig, nicht selten ist. In den Lausitzen ist mir diese Form nicht häufig begegnet $\Rightarrow$. Bei diesen beiden Dorfformen führen nur ganz schmale Privatwege zwischen den Gehöften oder durch die Gehöfte rechtwinklig zur Dorfstraße hinter das Gehöft aufs Feld. — Der Dorfteich, meist ein häßlicher Sumpf, ist fast allenthalben zugeschüttet worden. Anders ist dies bei einer dritten Dorfform, einem echten Gassendorf. Die Dorfstraße ist dabei entweder ein Teil der Landstraße oder sie mündet in selbige ein. Die Dorfstraße selbst teilt sich und verzweigt sich dann mannigfaltig und umklammert die einzelnen Gehöfte. Fast scheint es, als ob der Anger

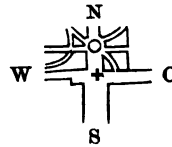
Abb. 110.



Schematischer Plan des Dorfes Gurhow.

A Schulzenhaus, B Schule, C Gasthof, D Spritzenhaus, E Gehöfte, F Briesener Gottesacker, G Straße nach Briesen, H Straße nach Werben, J hohe Dorfstraße, mit Bäumen bepflanzt, K Weg nach Schmogrow, L Straße vor den Gehöften, M Graben, N seichte Teiche, O Grasplatz, P Friedenseiche. — Typische Lage des Gehöftes vgl. E₁; a Wohnhaus, b Scheune, c Stall, d Wirtschaftskammern, e Holz, f Ziehbrunnen, g Arbeitsraum, h Blumengärtchen, i Garten mit Holzstaket, k Thor.

der ersten Dorfform bebaut und zwischen den Gehöften Wege liegen geblieben wären, so daß die Dorfstraße ganz verschwunden und die Fahrwege vor den Häusern an deren Stelle getreten sind. Diese Dorfform ist wohl die häufigste im germanisierten wie im slawisch gebliebenen Gebiete. Vermischung der drei Dorfformen hat durch Anbau an den Landstraßen stattgefunden. Am eigenartigsten vielleicht in Werben. Es scheint ursprünglich ein Angerdorf gewesen zu sein, das sich in nördlicher Richtung erstreckte. Die Querstraße Kottbus-Burg aber war gleichfalls angerförmig und bildet ein langes Rundstück, dessen Hauptteil Paulicks Gasthof ist. Der eigentliche Anger ist jetzt mit der Kirche an der Straßenkreuzung, mit Schule, Spritzenhaus und anderen Gebäuden besetzt. Wir hätten also eine richtige Kreuzform vor uns. Aber am Nordende des Angers steht das größte Rittergut wie der Dorfplatz eines Rundlings, und nach allen Seiten erstrecken sich gehöftumklammernde Straßen. Das Kreuz hat am Südende das breite Großbauernviertel, im Westen das anfangs breite Burger, an der Ostseite das Kottbuser Viertel. Die Nordseite



mit dem Kockolviertel ist vielteilig. Nach Angabe des Schulzen sind das Grofsbauernviertel und das Dominium am Ende die ältesten Dorftheile. Danach wäre das Gassendorf zwischen Kirche und Dominium später durch Abstückelung entstanden.

Die Lage der eigentlichen Spreewalddörfer bedingt natürlich ganz andere Dorfanlagen. Die über eine Quadratmeile grofse Gemeinde Burg hat mit Ausnahme des Dorfstückes nur zerstreut liegende Gehöfte, Leipe bildet zwei, Lehde vier grofse und mehrere kleine Inselstücken.

Die Lage der alten Gehöfte ist in den Lausitzen völlig gleich. Das Gehöft ist mit dem Thore und der Giebelseite des Wohnhauses nach der Dorfstrafse gerichtet. Ein Gehöft besteht aus zwei Haupttheilen, dem Hofraum und dem Grofsgarten. Der Grofsgarten liegt hinterm Hofraum und grenzt an einen Dorfweg, so dafs das ganze Gehöft umgangen werden kann. Jedes Gehöft ist somit für sich abgeschlossen und bietet alle Vorteile und Nachteile seiner Eigenart. Der Hauptvorteil ist die völlige Unabhängigkeit vom Nachbar, der Hauptnachteil die Begünstigung der unangenehmen Winkel und engen Gänge, wo aller Unrat abgelagert wird. Im Grofsgarten baut man Gemüse, Kartoffeln, Gras, ein wenig Obst. Der Hofraum ist zumeist vierteilig, wie der fränkische. Aber der vordere Raum ist nur selten mit einem Gebäude besetzt, sondern wird durch das Thor ausgefüllt. In der Regel bildet die ganze vordere Seite, wenn sie, wie bei ärmeren Leuten, nicht ganz offen ist, ein Staket. Der erste Teil bietet ein Vorhaupt vor dem Giebel; es folgt eine Gatterthür für den gewöhnlichen Eingang, dann die breite doppelteilige Thorthür und dann wieder Planke oder Staket; der letzte Teil ist öfter zu einem Schuppen oder vierten Haus entwickelt worden. Statt des Vorderzauns, der übrigens um das ganze Gehöft geht, haben wohlhabendere Wirte einen hohen Bretterzaun mit breitem Thor oder eine feste Thormauer errichtet.

Treten wir durch das Thor auf den meist recht freundlichen Hofplatz, so sehen wir drei Hauptgebäude (Abb. 111, 112), zu beiden Seiten Wohnhaus und Stall, vor uns die Scheune.

Das Baumaterial all dieser Gebäude ist bei den ältesten Gebäuden Holz, das man rund oder behauen im Gersafs- oder Füllholzstil aufeinander fügte, und dessen Fugen man mit Lehm und Moos band. Beim Gersafsstil ragen die Endschranken in russischer Art hervor, die feine Kunst der masurischen Fügung kennt man nicht. Die einstöckigen Gebäude sind mit Schilf- und Strohschindel, in der Oberlausitz auch mit Holzschindel bedeckt. Auf dem Bodenraume mit seinen augenförmigen Fenstern bewahrt man abgelegte alte Sachen. Solche Holzhäuser sind keineswegs selten. Nach dem Holz bediente man sich des Lehms und der Fachwerkfügung als Baumaterial. Nicht selten sind ans Holzhaus noch unter Dach Anbauten aus Fachwerk gesetzt, und man hat das ganze Haus beworfen und getüncht, die Scheune aber unbeworfen gelassen. Dem Fachwerkbau folgte der jetzt allenthalben

gebräuchliche Ziegelbau. Es kommt häufig vor, daß auf einem Hofraum eine Lehmscheune, ein Wohnhaus, halb Gersafs, halb Fachwerk, und ein steinerner Stall stehen. So verdrängt auch die steinerne Bedachung die Schindel, aber noch heute kann man im Spreewald Schilfschindeldecker in Thätigkeit sehen. Das Schindeldach ragt meist auf allen Seiten über $\frac{1}{2}$ m vor, so daß regenfreie Gänge ums Haus herum

Abb. 111.

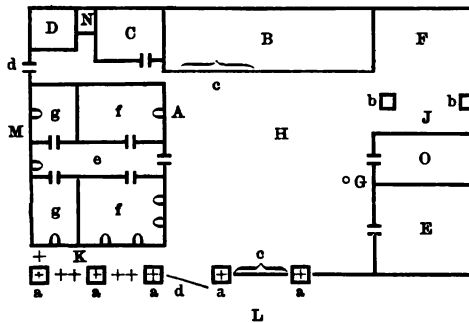
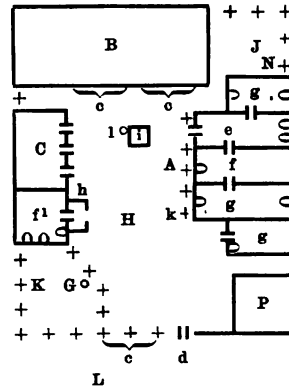


Abb. 112.



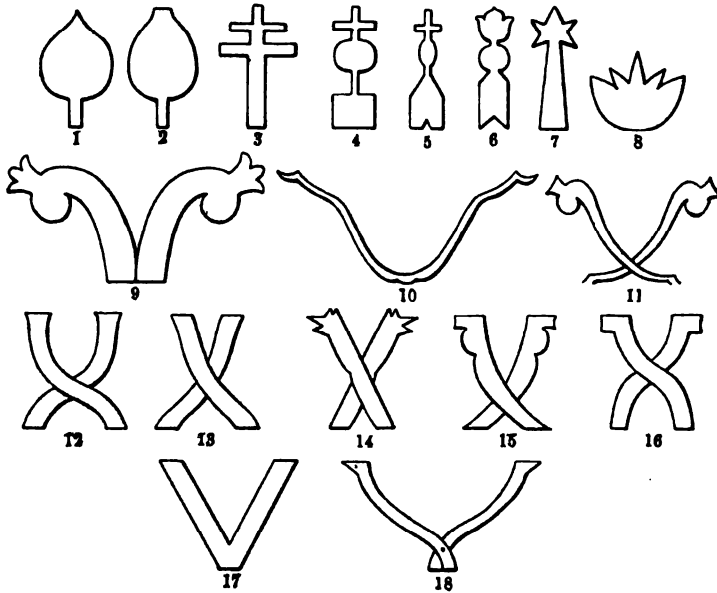
Werbener Hofräume.

A Wohnhaus (6 × 9 m), B Scheune, C Stall mit Speicher darüber, D Schweinestall, E Werkstatt, F Schuppen, G Pumpe (sonst gewöhnlich Ziehbrunnen), H Hofraum (ohne Düngergrube), J Arbeitsraum, K Vorgärtchen, L Hauptstraße, M Seitenstraße, N Abort, O Futterraum, P Schuppen. — a Steinsäulen, b Holzsäulen mit Dach über FJ, c Thore, d Holzthür oder Lattenthür, e Hausflur, f Wohnstube (f¹ Ausgedinger), g Kammer, h Laube, i Holzstofs, k Reben, l Ulme.

entstehen. Auf dem First ist die Strohschindel mit Holzwinkeln oder ähnlichen Strohbandern oder auch mit zwei Latten in der Länge des Firstes befestigt, seitlich schließt meist ein Giebelbrett mit Schindelzier ab. Als solche herrschen in Sachsen Stern, Lindenblatt, Reichsapfel, im Spreewald gekrönte Pferde- oder Schlangenköpfe, Hundeköpfe, Querkreuze, bei den Katholiken einfache Kreuze (Abb. 113 a. f. S.). Bei seitlicher Abschrägung des Daches fehlt die Zier. Die Vorderenden des Daches werden in der Niederlausitz gern durch Weinstockgestelle mit dem Boden verbunden. Im Zwischenraume lagert Holz, auch halten sich hier die Hühner auf.

Die Dreiteiligkeit des Wohngebäudes ist Regel. Rechts und links vom Hausflur sind Stuben, die häufig in Stube und Kammer geteilt sind (Abb. 114). Merkwürdig ist der seitliche Anbau von kurzen, kleinen Vorratsstuben, die nur bis zur Hälfte des Giebels reichen. In einigen Fällen bewohnte diese kleine Stube die Mutter der jungen Frau, die entgegengesetzte große aber das Elternpaar des jungen Mannes. — Weit häufiger aber hatten die Ausgedinger ihr eigenes Heim auf dem Hofraum, entweder im Stallgebäude oder im vierten Hause an der

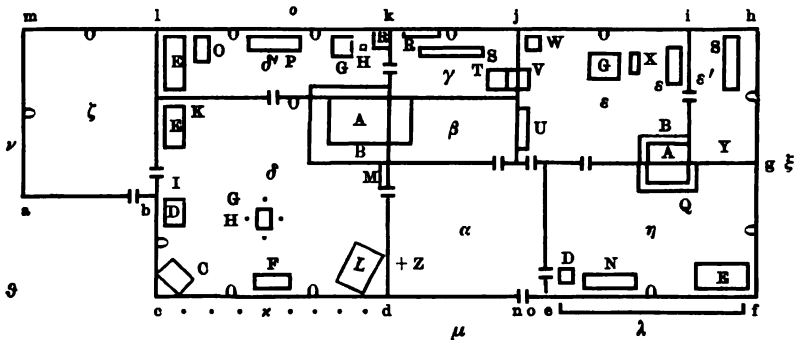
Abb. 113.



Giebel schmuck.

1, 2, 6, 7 Zescha; 3, 8 Ralbitz; 4, 5, 13 Kotten; 9 Burg; 10 Ruben;
11, 14, 15 Müschchen; 12, 16, 17, 18 Werben.

Abb. 114.



Werbener Wohngebäude (siehe auch Fig. 123, S. 304).

α Hausflur, β alte Küche, γ Stampfraum mit Küche, δ Wohnstube (Gersafs) des Besitzers mit δ' Kammer, ε Ausgedingerwohnung mit ε' Stampfkammer und η guter Stube (Fachwerk). ζ Wohnstube der Mutter der jungen Frau, θ Akazie, κ Weinstock-gärtchen. — ab 3,4 m; bc 2,5 m; cd 6 m; dn 2 m; no 0,9 m; oe 0,65 m; ef 4,3 m; am 4,2 m; fg 4 m; hg 3,7 m; mh 17,25 m; dk 6,7 m. — A Ofen, B Ofenbank, C Glasschrank, D Kleiderlade, E Bett, F Kommode, G Tisch, H Stuhl, I Uhr, K Bilder (Kaiser, Mato Kofsyk), L Kleiderschrank, M Kamin (jetzt eingemauerter Schrank), N Sofa, O Wiege, P Topfbrettschrank, Q Köfferchen, R Topfbrett, S Stampftrog, T Sommerofen, U Brettständer, V Herd, W Schrank mit Topfbrett, X Bank, Y Korb, Stotz, Z Treppe.

Giebelseite. Dieser letzte Fall tritt z. B. beim Geburtshause des Werbener Dichters Mato Kofsyk ein, das vierte Haus bewohnen hier die jungen Leute, das eigentliche Wohnhaus die betagte Mutter des sorbischen Dichters. Den Eingang zu wohlhabenden Häusern bildet eine Laube mit Sitzbänken. Über der Thür stehen fromme Sprüche, so die folgenden:

Hausprüche.

Den 3. August 1848.

Dies ist der Tag, der eine Nacht,
Der große Not für uns gebracht.
Da schlugen um uns Feuerflammen,
Die unser Hab und Gut uns nahmen.
Doch half uns Gott aus aller Not
Und giebt uns unser täglich Brot.

Werben, Matys Kosik.

An Gottes Segen ist alles gelegen.
Durch den Brand bin ich vernichtet
am 19. August 1890.
Durch Gottes Hülfe wieder aufgerichtet
den 15. Juni 1891.

von W. Neumann durch C. Just (Scheune in Werben).

Gott allein die Ehre.
Gebaut im Jahre 1868.
(Werben.)

Allein auf Gott setz das Vertrauen,
Auf Menschen Hülfe sollst du nicht bauen.
(Schmogrow.)

Gott segne deinen Ein- und Ausgang.
(Werben.)

Gott segne unseren Ein- und Ausgang.
(Buben, Thor.)

Soli Deo Gloria. Gott allein die Ehr.
(Buben, Thor.)

Ich habe nicht aus Lust gebaut,
Die Not hat mich gezwungen.
Auf meinen Gott hab ich vertraut,
Mir ist mein Werk gelungen.
Das Feuer riß mich nieder,
Mit Gott erbaut ich's wieder.

Im Laubenvorbau sitzen vielleicht plaudernd die Bewohner. Wir bemerken ein festgenageltes Hufeisen, das Glück bringen soll, auf der Schwelle. Die Hausthür ist noch hier und da doppelteilig, das Schloß nur bei ganz alten Häusern ein einfacher Holzhebel. Der Hausflur ist geräumig. Vom vorderen Teile führt eine Holztreppe auf den wenig benutzten Bodenraum. Der hintere Teil faßt den alten breiten Herd, der aber jetzt meist durch moderne Öfen ersetzt ist, so daß diese Küche

kaum als Trocken- oder Räucherammer dient und vielleicht in einer hinteren Abteilung als Stampfraum mit Sommerofen gebraucht wird. Zur Linken des Flurs wohnen die jungen Leute. Der Thür gegenüber führt eine zweite zur Stube der Mutter der jungen Frau. Neben dieser Thür sieht man Glasschrank, Kleiderlade, Uhr, Bett, an der Vorderseite aufser Glasschrank noch Kleiderschrank und Kommode, vor dieser den

Abb. 116...

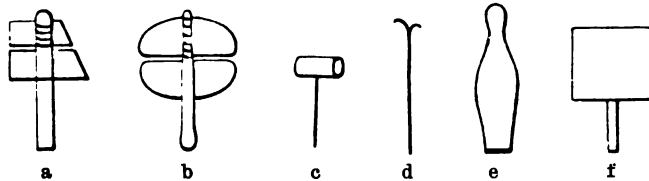


Bemalte Thonteller aus dem Museum für sächsische Volkskunde.

(Nach Schmidt, Seyffert, Sponsel: Sächsische Volkstrachten und Bauernhäuser, Taf. 27, III. W. Hoffmann, Dresden 1897.)

festen Tisch mit Stühlen, an der Flurseite steht rechts nur der große Kachelofen mit Ofenbank, der zugleich für die alte Küche und die anstoßende Kammer berechnet ist. Der Kamin mit seinem Kessel und Kesselhaken ist in einen eingemauerten Schrank verwandelt worden.

Abb. 117.



Die Kammer birgt u. a. Bett, Wiege, Topfschrank, Tisch mit Stühlen, Topfbrett (vgl. Abb. 115 und 116). Die an der Decke befindliche, bei Letten und Philipponen gebräuchliche Hängewiege, an deren Stelle bei der Feldarbeit draussen ein großes Tuch tritt, soll auch wohl hier und da vorkommen. Sonst sieht man noch das Gestänge vor dem Ofen zum Trocknen, Spinnrad und Lischke oder Kober, Tragkorb oder Kiepe, in

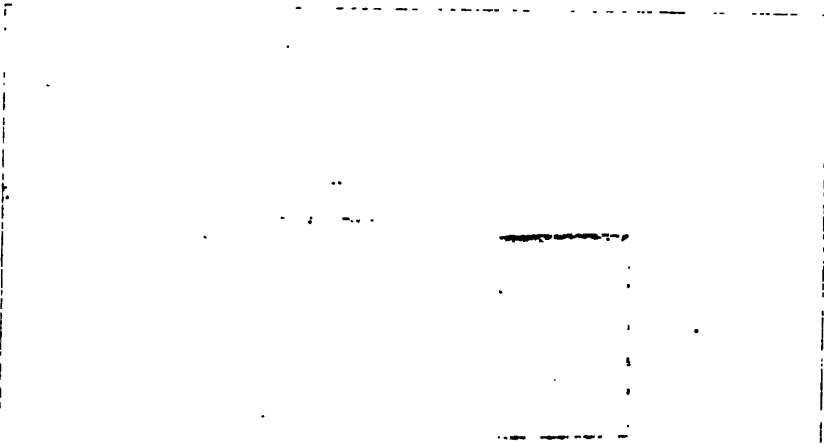
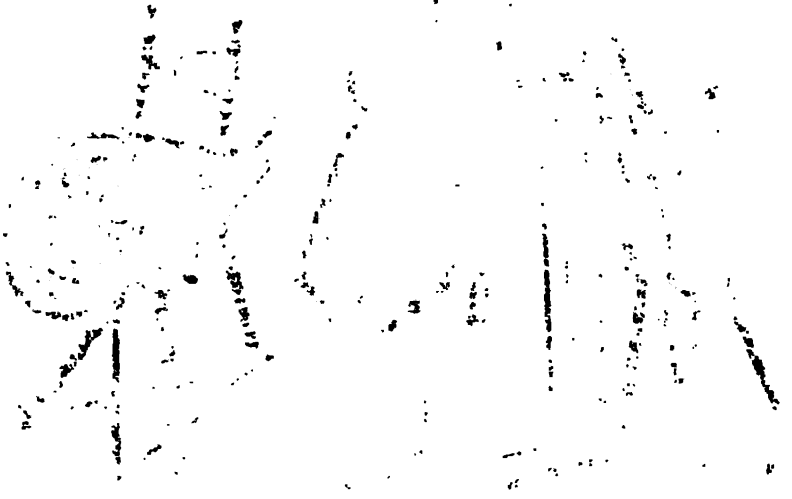


Abb. 115.

Hausgeräte aus dem wendischen Volksmuseum in Bautzen.

(Nach Schmidt, Seyffert, Sponzel: Sächsische Volkstrachten und Bauernhäuser, Taf. 27 I. W. Hoffmann, Dresden 1897.)

a Wandschränken mit wendischer Volksornamentik vom Jahre 1668 aus der Parochie Krostwitz bei Kloster Marienstern. b Bild, aus Papierstreifen zusammengesetzt. c Kinderspinnrad. d Stuhl, geschnitzt im Jahre 1835 vom Bauer Nepila in Rohne bei Schleife; darauf Rock. e Feststock mit Schleife. f Rodenstock. g Thönerne Bauernfeldflasche mit Ösen zum Traggurt. h Hejka zur Verkündigung von Sterbefällen.



c

d

e

f

Küche als Herd- oder Röhrenkammer dient und vielleicht in einer kleinen Vorrichtung als Stampfraum mit Sommerofen gebraucht wird. Vor Thüre des Hauses wohnen die jungen Leute. Der Thür gegenüber befindet sich die Stube der Mutter der jungen Frau. Neben dieser steht ein kleiner Grassenrank, Kleiderlade, Uhr, Bett, an der Vorderseite befindet sich ein Schrank noch Kleiderschrank und Kommode, vor dieser den

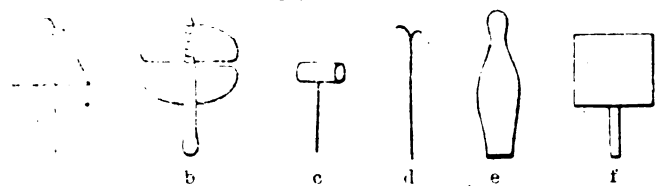
Abb. 116.



a Wandachtkäthen mit wendischer Volksturnamentik vom Jahre 1888 aus der Pfarchie Krowitz bei Kloster Marienstein. b Bild, aus Papierstücken zusammengezeichnet. c Kinderspielzeug, ein Stuhl, hergestellt im Jahre 1888 von Hans Vögel in Röhne. d Hängewiege, hergestellt im Jahre 1888 von Hans Vögel in Röhne. e Hängewiege, hergestellt im Jahre 1888 von Hans Vögel in Röhne. f Hängewiege, hergestellt im Jahre 1888 von Hans Vögel in Röhne.

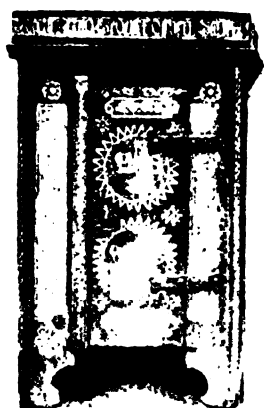
besten Tisch mit Stühlen, an der Flurseite steht rechts nur der große Kessel mit Tischbank, der zugleich für die alte Küche und die Stube zu dienen bezeichnet ist. Der Kamin mit seinem Kessel ist in einen eingemauerten Schrank verwandelt worden.

Abb. 117.



Im Inneren befinden sich ein Bett, Wiege, Topfschrank, Tisch mit Stuhl (Abb. 115 und 116). Die an der Decke befindliche, kleine Hängewiege, an deren Stelle ein großes Tuch tritt, soll auch wohl hier eine Stube sein. Sonst sieht man noch das Gestänge vor dem Ofen, die Leuchte, Spinnrad und Lischke oder Kober, Tragkorb oder Kiepe.

a



b



c

h

g

d

e

f



Abb. 118. Sorbische Gehöfte im Spreewald.
(Nach Photographie von Steffen-Burg.)

Schulzenhäusern den halbvergessenen Schulzenstock, der sich nicht von dem bei den Tschechen erwähnten unterscheidet, und den Gemeindestock, der gleichfalls meist nur noch vom Hörensagen her bekannt ist. In fünffacher Form ist er zu finden, als Hammer (Klapatz), Hammerkeule (Hejka), Haken (Kokula), Kegel und Tafel. Diese Stücke werden mit einem Schreiben des Schulzen versehen und von Nachbar zu Nachbar weitergegeben. Jetzt freilich geht meist ein Bote mit dem Schreiben allein herum, oder es wird vor jedem größeren Gebäude mit einem Glöckchen geläutet und dann die Bekanntmachung vorgelesen.

Der Hammer (Klapatz) tritt in mehrfacher Form auf. Statt des vierseitigen Hammerstücks kann auch ein eiförmiges verwendet werden. In Schmogrow waren bis etwa 1890 vier der letzteren Hämmer gebräuchlich. Das Ei war 10 cm lang und halb so breit und dick; es war in der Längsachse so geteilt, daß auf die gestielte untere Hälfte die obere aufgeschraubt werden konnte. Zwischen Rand und Stiel wurde das Schriftstück eingelegt (vgl. Abb. 117 a, b).

Die Hammerkeule (Heja, Hejka) weist in ursprünglicher Form nur einen großen Hammer auf. Man zeigte mir in Schmogrow einen Holzhammer, dessen Schlagstück ein $\frac{1}{4}$ m langes Klotzstück und dessen Griff über 1 m lang war, als Hejka. Im Klittener Kirchspiele wird als Hejka ein kurzer Stock mit kugelartigem Ende benutzt. Ist die Kugelendung umgebogen, so ähnelt der Stock einer Pistole (vgl. Abb. 115 h und 117 c).

Als Haken (Kokula) zeigte man mir einen großen Feuerhaken, der bei Feuersbrünsten in Thätigkeit war. Er würde als Gemeindestab am ehesten der litauischen Kriwule zu vergleichen sein (Abb. 117 d).

Der Kegel (Pupa) ist in einzelnen Dörfern des Klittener Kirchspiels an Stelle der vorigen drei Gemeindestäbe getreten. Es ist ein flacher Kegel vom Kegelschub (Abb. 117 e).

Die gestielte Holztafel (Tafla), auf die Bekanntmachungen aufgeklebt werden, gleicht einer einfachen Schiefertafel (Abb. 117 f).

Neben den Gemeindestäben sah ich die $1\frac{1}{4}$ m langen Schulzenstäbe meist nur in der Rumpelkammer. Gelbe oder braune Rohrstöcke mit Messing- oder Neusilberknöpfen tragen die Gravur: „Gemeinde (Gurhow).“ (Vgl. Abb. 99, S. 264.)

Als besondere Teile des Wohnzimmers sind in manchen Gegenden eine durch ein Trittbrett erhöhte Zimmerecke und die Hölle zu betrachten. In kleinen Häusern hausen in der Hölle vielleicht die Altsitzer, deren Los sich seit jenen Zeiten, da man sich ihrer auf gewaltsame Weise entledigte, denn doch etwas verbessert hat; im allgemeinen ist der Bauer aber der Anschauung: „Wer nicht mehr arbeiten kann, ist unnütz für die Welt.“ In Max Bittrichs Spreewaldgeschichten ist denn auch dieser Gedanke, wie der der „berechnenden Ehen“, wiederholt zum Ausdruck gebracht worden. — (Gehöfte, siehe Abb. 118 bis 121.)

Das zweite Hauptgebäude, der Stall, liegt dem Wohngebäude in

den meisten Fällen gegenüber (vgl. Abb. 123). Der gebräuchliche Name „Stall“ ist nicht ganz zutreffend. Weit eher könnte er Speicher genannt werden, und mir scheint sicher, daß der Stall erst später

Abb. 119.



Haus in Burg mit gebrochener Ecke und mit „Gang“.
(Nach Photographie von Steffen-Burg.)

mit dem Speicher vereint worden ist, wie in Litauen. Die alten hölzernen Stallspeicher werden rar (Abb. 122 a. f. S.). Sie bestehen aus einer ganzen Kammerflucht, wie der litauische Speicher. Da finden sich Gelasse in folgender Reihe: Waschraum mit Kessel, Backraum mit hinten angebautem Backofen, Schlafrum und Kammer der Magd, Futterraum für Gras und Klee, Raum für ein paar Kühe,



Abb. 120. **Wendisches Wohngebäude in Ralbitz (Oberlausitz).**

(Nach Schmidt, Seyffert, Spongel: Sächsische Volkstrachten und Bauernhäuser, Taf. 40 II. W. Hoffmann, Dresden 1897.)

Milchraum, Wirtschaftsraum. Jedes Gelafs besitzt eine Thür, der Wohnraum auch ein ordentliches Fenster, die anderen haben manchmal kleine Gucklöcher. Eine offene Treppe führt von außen nach dem Stockwerk, dessen Zierde der vorragende Laubengang ist. Die schön geschwungenen Kreuze zwischen den beiden Querbalken stechen dem Beobachter besonders in die Augen. Auf dem Gange ist eine Stange zum Aufhängen und Trocknen nasser Sachen befestigt. Durch die

Abb. 122.



Stall und Speicher mit „Gang“ in Burg. (Nach Photograph. v. Steffen-Burg.)

Kreuze steckt man im Sommer Heu und Stroh, denn der obere Boden dient zur Aufbewahrung von beiden, sowie zum Trocknen und Aufbewahren des Getreides. An der Giebelseite ist wohl noch eine Hühnerstiege und ein Taubenschlag angebracht, sonst bevorzugt man als Taubenschlag die Dachvorsprünge. Das Dach hängt auf der hinteren Seite, die keinen Stock hat, natürlich viel weiter herunter. Der obere Giebel erhält ein hübsches Aussehen durch die diagonal gelegten Bretter.

Die neuen steinernen Stallspeicher unterscheiden sich nur insofern von den alten, als sie ein geräumigeres Erdgeschoss, keinen Laubengang und nur einen halben aufgebauten Stock haben. Dieser dient demselben Zwecke: der Aufnahme von Heu, Stroh und Getreide. Ganz schmucke Wohnstuben, sogar mit Laubenvorban, für den Altsitzer auf der einen Seite, für Knecht oder Magd in der Mitte, sehr reinliche Stall- und Wirtschaftsräume machen das Gebäude zu einem zweiten Wohnhause. An den Stallspeichern wohlhabender Bauern fehlt auch die Hausinschrift nicht, wie z. B. in Werben:

Wir sind hier fremde Gäste,
Und bauen alle feste
Durch Gottes Hülfe und Schutz
Preisen wir mit Herz und Mund.

Gebaut im Jahre 1892. M. H.

Die Düngergrube fehlt. Man schafft in Werben und Umgegend
den Dünger sofort aufs Feld.

Abb. 123.

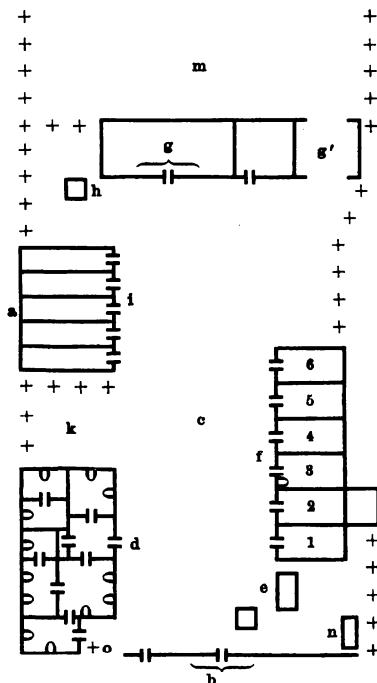
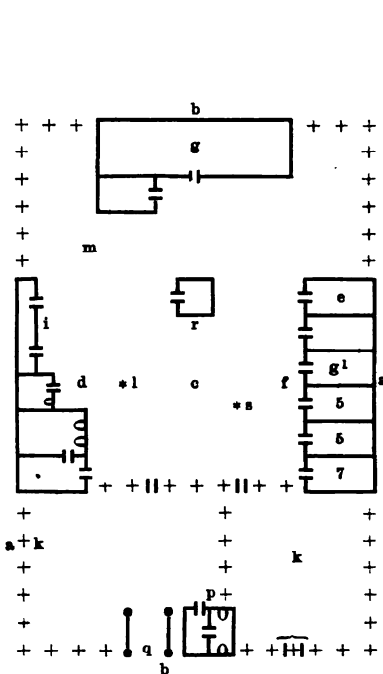


Abb. 124.



Werbener Gehöfte.

Abb. 123. Zum Wohngebäude, Abb. 114. — Abb. 124. Aus dem Großbauernviertel.

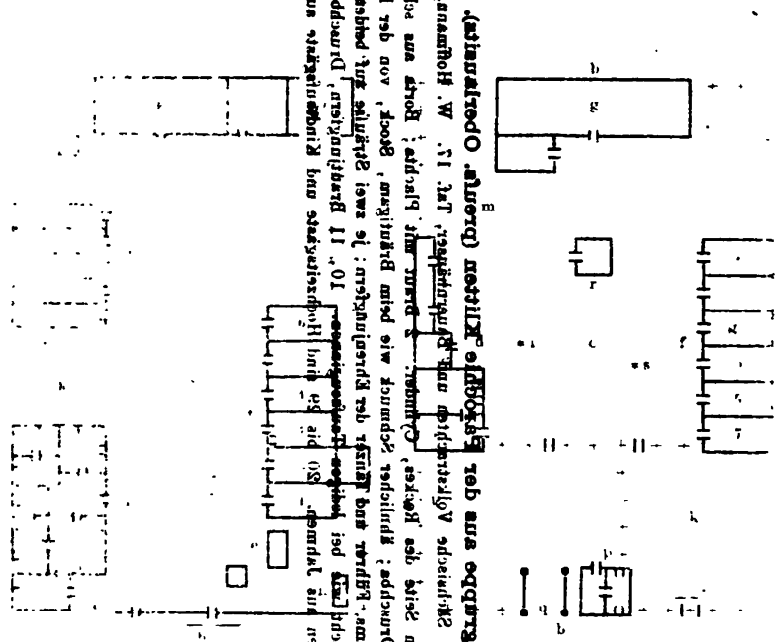
a Nachbargehöft, b Dorfstrasse, c Hofraum, d Wohngebäude, e Schweinestall, f Stallspeicher (Räume zum: 1. Waschen, 2. Backen; 3. Aufenthalt der Magd, 4. Futterraum, 5. Kühe, 6. Milchraum, 7. Pferde, Bodenspeicher), g Scheune (Lehm-fach mit Schindel und Feuerleiter) mit Häckselkammer und g' Schuppen, h Abort, daneben Holzstofs, i niedere Räume für Holz und Kohle und Käsebereitung, k Gemüsegärtchen, l Ziehbrunnen mit Tränke, m großer Gemüsegarten mit Kartoffelbeeten, Wiese und Bäumen, so lang und breit als der Hofraum (viermal so lang als das Haus und zwei- bis dreimal so breit), n Bank, o Akazie, p Ausgedingerhaus, q Einfahrt, r Backofen (Lehmfach, Ziegeldach), s Dengelstock, +++ Zaun.

Das dritte Hauptgebäude liegt oft parallel zur Strasse und schließt den Hofraum ab: die Scheune. Häufig ist noch die alte breite Lehm-scheune, an deren Seite ein Wagenschuppen mit Häckselkammer angebaut ist. Skelette von Habichten sind am Thore zu sehen. Der Bauer

W. 1892. über fremde Gäste
... alle feste
... Schutz
... und Mund.
... Jahre 1892. M. H.

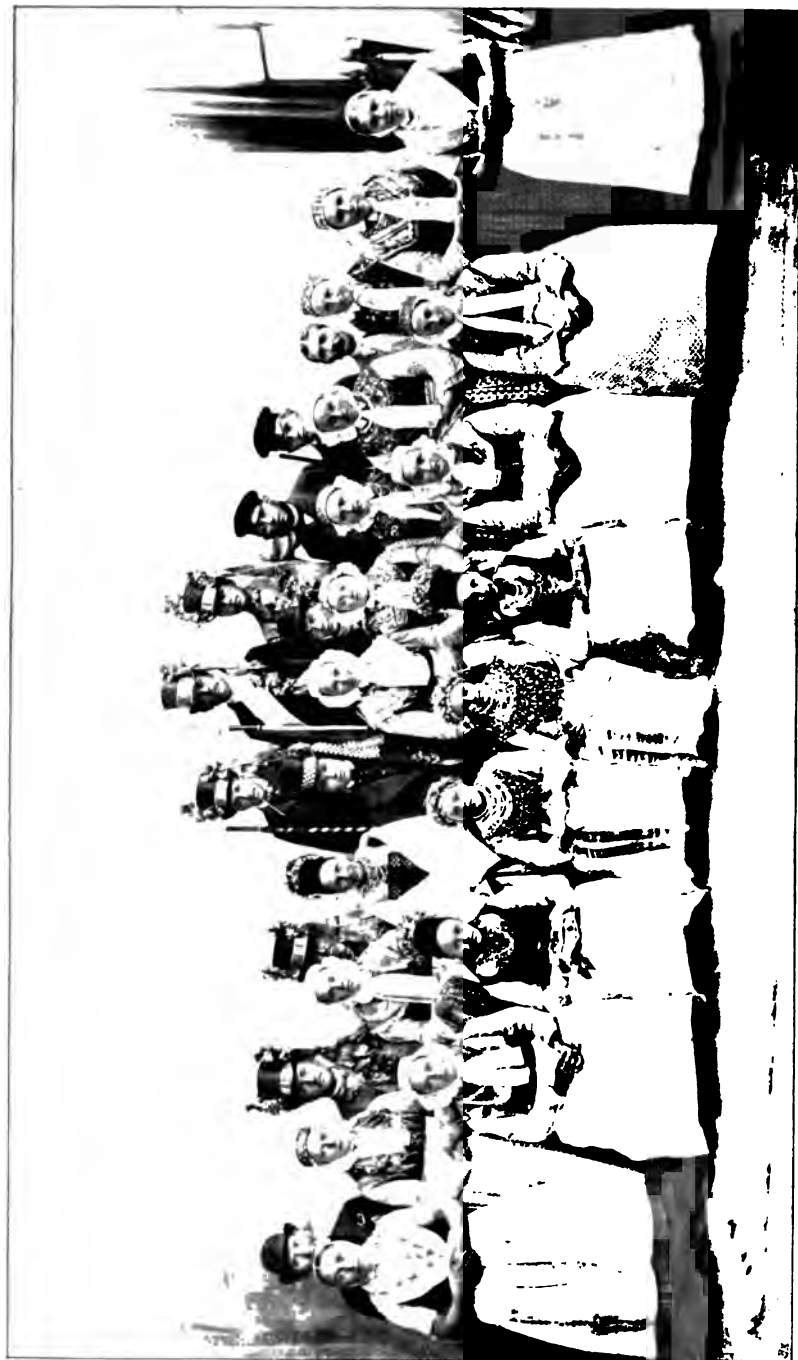
... in Werben und Umge...

Abb. 124.



... 4. Aus dem Großbauernvie...
... Wohngelände, e. Schweine-
... 3. Aufenthalt der...
... Boden-pelchen, g. Scheune...
... und 2. Schenken, h...
... Gemeindegarten mit Kartoff...
... (viermal so lang als...
... p. Ausdehnung, q...
... + + + Zaun.

... parallel zur Straße und sch...
... den H...
... schen...
... in Wer...
... nachten...
... Der P...



27	6	7	4	3	5	28	29		
23	14	13	2	1	24	15	16	17	18
			8	9	11			20	21
	12	10							22

will der Vogelwelt verkünden, welch Gericht er über Übelthäter an seinem Hab und Gut hält. Angenagelte Scheiben verkünden ein Lieblingsspiel der jungen Sorben. Seitlich angebaut an die drei Hauptgebäude, oder auch einzeln auf dem Gehöft stehend, finden sich nun meist noch eine Menge kleiner Räume, so die Schweineställe. Schräge oder aufrechtstehende Kreide- oder Teerkreuze sollen den Bösen fernhalten. Dann finden sich auf dem Hofraume noch der Ziehbrunnen, der Hundestall, der Abort, ein Holz- und Kohlengelafs, ein Gemüsegärtchen u. a. Da Dünger selten seitlich oder hinter dem Stalle liegt, macht der grüne Hofraum, wenigstens in der Niederlausitz, meist einen recht freundlichen Eindruck, der noch erhöht wird durch die reinen und schönen Wirtschaftsgegenstände an Haken, auf Bänken, Holzschichten, Zaunstangen.

Außer dem Werbener Gehöftgrundstück (Abb. 114, 123) aus dem Kockolviertel will ich ein zweites rechteckiges Gehöft aus dem Großbauernviertel beschreiben (Abb. 124). Es reicht vom Dorfanger zu einem Dorfweg, hat also, wie fast alle, zwei Zugänge und grenzt an beiden Seiten ohne Zwischenraum an andere Güter. Die Angerseite ist etwa 35 m, die anstoßende über doppelt so lang. Es folgen an der Angerseite 7,5 m Planke, 3 m Thor- und 1 m Pforteneingang, 5,5 m Ausgedingerhausbreite, 4,5 m Gatter, 3 m Gatterthor und 10,5 m Gartengatterthor. Thoreingang, Pforte und Ausgedingerhaus bilden ein Gebäude, wir haben hier einen jener stattlichen Thoreingänge vor uns, die der Straße zugekehrt sind. Vom Altsitzerhause lugt nur ein Fensterchen nach dem Anger. Thür und Hauptfenster gucken nach dem Hofe. Das Auszüglerhaus ist 5,5.4 m groß und bildet den Eingang zu einem 16 m tiefen Gemüsegarten. Eine Gartenthür führt in den eigentlichen Hof; zu dessen linker Seite befindet sich das Wohnhaus, an das sich ein langer Holzraum mit vorliegenden Kartoffelbeeten anschließt. Gegenüber sieht man den Stall mit Abteilungen für die Pferde, Kühe, den Häcksel, die Wagen, die Schweine; ein halber aufgebauter Stock dient als Speicher. Den Abschluss bildet die Scheune, die gleichlaufend zum Altsitzerhaus, nur am anderen Ende der Besizung liegt. Zwischen dem Ende des Holzraumes und des Stalles liegt inmitten des Hofes der Backofen. Vor dem Wohnhause blühen Nufs-, Apfel-, Birn-, Kirsch-, Pflaumbäume. Unter einem Birnbaume liegt ein mit Dengeleisen versehener Stein. Gegenüber der kleinen Halbstube sieht man einen Schleifstein und den Ziehbrunnen. Das Wohnhaus im Gersafs ist beworfen und hat, wie die Lehmscheune, Schindeldach. Der Stall ist steinern, das Backofendach gleichfalls.

III. Kleidung.

Die Männer tragen, soweit sie nicht die wechselnde Volksmode mimachen, zum Kirchgang einen schwarzen, bis zu den Knien reichen-

den Scholsrock, dessen Schöfse faltig angereicht sind. Ältere Leute haben einen langen blauen Feldrock mit Schöfßen, die weit übers Knie herunterreichen. Der zur Feldarbeit benutzte Rock ist etwas kürzer und sieht grau, schwarz oder blau aus; die kurze Joppe ist aber ebenso häufig. Die Hosen zur Arbeit sehen weiß, die zum Kirchgang schwarz aus. Die hohen, dachlosen, verbräunten Mützen der älteren Zeit, die Sack- oder Pudelmützen, sind schwarzen Dachmützen und runden, weichen Hütchen gewichen, der Cylinderhut findet bei Kirchgängen und Festlichkeiten Verwendung. Bei Feldgängen geht man barfuß, neuerdings bevorzugt man Holzpantoffeln und bei schlechtem Wege tüchtige Feldstiefel. Das Gesicht ist glattrasiert. Ein dunkles Halstuch, am Sonntag über einem weißen Vorhemd, vervollständigen den Kleiderschmuck. Unten zugebundene Lederhosen, Pumphosen, Kniestrümpfe, Schnallenschuhe trifft man kaum mehr (Trachten siehe Abb. 125).

Abb. 126.



Sorbische Tracht am Ende des 18. Jahrhunderts. (Nach Anton 1783.)

Die Frauentracht ist so mannigfaltig, daß der Plan unseres Werkes eine ausführliche Betrachtung nicht gestattet. Die Unterschiede sind zunächst historischer Art. Was Parum-Schulze von den Polaben getreulich berichtet, nämlich die Modenänderung in gewissen Zeiträumen, würde auch bei den Sorben aufzuführen sein. Ehemals trug man wollene Obergewänder und linnene Unterkleider und bezog im neunten Jahrhundert die besseren Wollstoffe aus Sachsen, webte aber die Leinwand selbst. Vor der Zeit Augusts des Starken rügte



1 2 3 4 5 6 7 8

Abb. 127. Aussterbende niedersorbische Tracht in Schorbus.

(Nach Photographie vom Hofphotographen Metzner-Kottbus.)

1 Braut vor 50 Jahren. 2 Mädchen mit selbstgewobenem Rock. 3, 4, 5, 6 alte Festtracht.

7 Braut vor 100 Jahren. 8 Jetzige Tracht.

man schon den Luxus, den die Sorben mit kostbaren Hutbändern und Hutfedern, Halsbändern und Korallen, Kopfbändern und verbrämten Stulpenstiefeln trieben. Zur Zeit jenes Königs war die Frauentracht im großen und ganzen der heutigen ähnlich, nur die schmalere Schürze nicht; sie trat oft in der Form der Latzschürze auf. Die Strümpfe sahen rot aus. Unterm Arm trug die Kirchengängerin ein großes weißes Tuch, oder sie nahm es um. Vgl. auch Abb. 125 bis 128.

Die heutige Tracht ist nach den Lebensaltern verschieden. Das Kind trägt bunt-, die Jungfrau mehr- und hellfarbig, die Frau etwas dunkler, die alte Frau braun und schwarz. Niemand übt Aufsicht, keiner verwehrt die Abweichung; aber es wäre jede gerichtet, die sich der stillschweigenden Ordnung nicht fügen wollte. Wie die Sperlinge den mit einem Hütchen geschmückten Genossen, wie die Rehe den weißfarbenen Kameraden, so würden die Sorbinnen die behandeln, „die anders sein wollte“. Für Individualitäten hat ja ein Bauernvolk nur in beschränktem Maße Raum.

Das Linnenhemd ist kurzärmelig, bei Festhemden mit Spitzen verziert. Ein oder mehrere dicke Unterröcke bewirken, wenigstens bei den Jungfrauen, daß der untere Teil einer Glocke gleicht. Der oberste Rock ist vielfältig und reicht nicht ganz bis an die Knöchel. Zu hohen Festen wird als Oberrock ein Staatsrock von einfarbiger heller Seide verwendet, grau, rot, blau, gelb. Unten aber ist der Rock mit einem farbigen breiten Muster von ziemlicher Schönheit geziert. Die Frau trägt dunklere Stoffe mit schmaleren Mustern, die Ausgedingerin einen einfachen schwarzen, nichtbauschigen Rock. An Sonntagen sind wollene Röcke gebräuchlich, die Farben sind gedämpfter, an gewöhnlichen Tagen fehlt die Bauschung. Den Rock umschließt fast ganz eine anders- aber einfarbige Seidenschürze, an Sonntagen haben die Mädchen weiße, mit Spitzen verzierte Leinenschürzen, die Frauen schwarze. An Wochentagen sieht man nur blaue oder schwarze Schürzen.

Ein ärmelloses schwarzes Sammetmieder tragen Frauen und Mädchen, darüber ein hellfarbiges, mit Stickereien verziertes Busentuch, dessen Farbe mit der Schürze meist übereinstimmt, an Wochentagen ist das hellfarbige Tuch schmuckloser. In kühleren Tagen ziehen sie ein Jäckchen an.

Die Farbe der Strümpfe ist jetzt die schwarze, nur beim Tanz herrscht die weiße.

An Stelle der weit ausgeschnittenen Sonntagsschuhe tritt an Wochentagen der Pantoffel, am liebsten aber gar nichts.

Das Umhängetuch, die große weiße Plachta (Abb. 125, 128, 134), ist, wie bei den Slowinzinnen, in den letzten Jahrzehnten fast überall verschwunden. Nur die katholischen Obersorbinnen haben noch bei gewöhnlichen Festen die kleine, tischtuchgroße und bei besonderen Festen die an den Rändern mit Mustern oder Spitzen ver-

zierte große Plachta. Beim Kirchgang hat die Sorbin außer dem Gesangbuch ein paar stark riechende Blüten und Blätter in der Hand.

Abb. 128.



Sorbische Trauertracht, am 12. Juni 1782,* in Muskau.

(Nach Leske 1785.)

Leske 138: Nichts ist einfacher und auch wohl nichts der Natur der Sache gemäßer als die Trauer der Wendinnen. Sie hüllen sich ganz und gar in ein weißes leinenes Tuch, oft verhüllen sie das ganze Gesicht, daß man nichts als Augen und Nase gewahr wird; der übrige Anzug bleibt unter diesem Tuche der gewöhnliche.

In den Händen älterer Frauen befindet sich der große halbkugelförmige Familienregenschirm. Der Mann wird an gewöhnlichen Tagen kaum ohne seine Tabakspfeife gesehen.

Am eigenartigsten ist die Kopfbedeckung (Abb. 125 bis 133), deren Faltung so verschiedenartig ist, daß Kenner nicht nur das Dorf oder Kirchspiel, sondern auch die Lage erkennen wollen, in der sich die Trägerin befindet, ob sie Trauer, Halbtrauer, Patenschaft, Kirchgang, Abendmahl, Konfirmation etc. vorhat. Das Kopftuch wird um einen

Abb. 129.



Hoyaer Brautjungfern.

(Nach dem Album „Wendisches Volksmuseum“. Bautzen 1896.)

Pappstreifen gewunden, der dem Kopfe angepaßt ist, und durch untergelegtes Papier versteift. In der Niederlausitz wird das Tuch meist so gefaltet, daß ein Zipfel des glatten Fünfecks auf den Rücken fällt, während die gegenüberliegende obere Seite rechts und links schmetterlingsflügelähnlich endet. (Vgl. besonders Abb. 144, 145, S. 336 f.) Ein Dutzend Nadeln halten das Gebäude am Haar. Man erzählt, daß manche Bürger Bräute 243 Nadeln zur Befestigung des zusammengesetzteren Brautschmuckes brauchten. „Die Affen!“ sagte eine Werbenerin. Das Staatstuch der Jungfrauen und der Kinder ist aus Seide, prachtvoll

gestickt oder gemustert, mit feinen Spitzen versehen und — bis 50 Mk. teuer. An gewöhnlichen Festtagen herrscht das weiße Kopftuch allenthalben, nur die Spitzenbesätze erhöhen oder vermindern den Wert. Der breite Hupatz (Abb. 132, 133) der Taufpatinnen und Kirchengängerinnen hat sich in der Burger Gegend besonders erhalten. Zur Feldarbeit wird ein beliebiges farbiges Tuch gefaltet. Aber bei jeder Angelegenheit hat Kind, Jungfrau, Frau, Greisin in Schule und Kirche, in Haus und Feld das Tuch auf dem Kopfe. Einen eigenartigen Eindruck ruft ein Kirchenschiff am Sonntag hervor, wenn die weißen Fünfecke monoton auf den unbeweglichen Gestalten in langen Reihen angeschiebt sind.

Im Verschwinden ist eine ältere Kopftuchfaltung. Es gesellten sich nämlich zum Fünfeck noch besonders eine breite, enggefaltete Halskrause und zwei weiße lange Tuten am Hinterkopf in der Richtung der Arme. — Die Braut trägt noch grünen Rautenschmuck, die Brautjungfer bunten (Abb. 125 2, 10, 11, 130, 132, 133). — Das ist in der Hauptsache der Kleiderschmuck in der Gegend von Burg und Werben.

In der Hoyerswerdaer Gegend herrscht eine Art Fes (Abb. 129) als Kopfschmuck, in der katholischen — wie im hannöverschen Wendlande — eine übers Gesicht vorstehende weiße Haube. Auch weiße Kopfbänder sind in Teilen der Oberlausitz Mode. Pelzbesatz bevorzugt die Sorbin von Schleife; daselbst haben auch die Ostersängerinnen einen eigenen Kopfputz (Abb. 125 14 bis 19).

IV. Götter und Geister.

Die früheren Geschichtschreiber geben den slawischen Völkern eine große Reihe von Göttern, den Sorben den schwarzen Gott oder Tschernebog, den weißen Gott oder Bielebog, den Swantowit, Triglaf und Radegast, den donnernden Perkun und den fragwürdigen Flins, welchen Karl Haupt mit dem Pilwitz, dem Korndämon, gleichstellt. Schiwa und Liuba, von der die Stadt Lübben den Namen haben soll, waren Liebesgöttinnen, Propilaga das männliche Abbild der Schiwa. Die Weisheitsgöttin Prowe, der mit Schwertern ausgerüstete Ragowiz, der Herdengott Honidlo und Jutra, die sorbische Aurora, die löwenähnliche Todesgöttin Pya und Morzana, deren Bild die Strohfigur zu Lätare sein soll, der fünfköpfige Pierowiz, das Erbsengespenst Träschadlo und andere Gottheiten sind dem Volksglauben der Sorben entschwunden, wenn sie überhaupt zum Götterhimmel gehörten. Die von Schmalzer erwähnten, Wreginy, Serenje, Bambar, Mera, Lado, waren überall, wo ich fragte, unbekannt. Bludzisch, Bud oder Bludnik (Irrwisch), Hober (Riese), Wichor (Wirbelwind), Paltschik (Däumling), Plon (Drache), Khodojta (Hexe), Raws (Unhold) und den Wechselbalg genannten Idioten entkleidete man überall ihres gespenstigen Wesens, doch meinte man, der

Bud sei imstande, ein Fuhrwerk des Nachts aufzuhalten. Wenn man nach ihm schlage, sterbe ein Pferd; der Plon aber bringe als feuriger Luftdrache Geld. Smij sei jedoch nur eine gewöhnliche Schlange. Ob ein Schlangenkultus stattfand, wie bei den Litauern, ist nicht zu ermitteln gewesen. Plon und Träch aber haben wohl in den feurigen Naturerscheinungen, wie Blitz und Meteor, einen Rückhalt; und Djas, der Böse (Tsart, Dunder), geht wohl auf den biblischen Diabolos zurück. Wie bei den Deutschen lebt jedoch fest der Glaube an eine Reihe geistartiger oder koboldischer Wesen. Der schwarze Mann, das Gespenst schlechthin, heißt Bubak oder Mumak (Papitz). Wenn man die Kinder erschrecken will, sagt man „der Mumak kommt“. Das scheint wie in Sachsen mit dem Graumännchen zu sein, wo man beim Spaziergang mit einem Kinde, das man mit verschränkten Händen führt, so singt: „Wir wolln ein Stück spazieren gehn, ob wir das graue Männel sehn; hat eins geschlagen, kommt immer noch nicht, hat zwei geschlagen, kommt immer noch nicht (u. s. w.), hat zwölf geschlagen, jetzt kommt's.“ Dann dreht man sich um und flieht. Wie sich dem Deutschen der Alp auf die Brust legt, so dem Sorben die Murawa. Auf den Rücken setzt sich der Aufhocker. In Papitz ging in der Nacht ein Mann mit seiner zweiten Frau beim Gottesacker vorbei und dachte: „Wenn doch die erste noch einmal käme!“ Da setzte sich's ihm auf den Rücken, da's er nur mit Mühe nach Hause kommen konnte. — Nachtjäger, Nachtfuhrmann und wilde Jagd schrecken den Sorben in der Nacht mit Hallo und Hussaschrei, „man soll sich nicht hinlegen, wo sie ihren Strich haben“. Die Jagdgöttin Dziwica (vgl. die slowinzische Bjeledsevdscha) und die weißgekleidete Božalosc (bože sedleško) zeigen sich, „wenn's in der Luft heult und klagt“, die letztere wimmert an Gräbern Ermordeter, wenn Unglück naht. Es lebt auch der Glaube an den Kobold, den Basilisk, die Krankheitsgöttin Mara, den Tschary („wo's scheucht“), die Smjerkawa (Dämmerungsgespenst), den Krautpöpel Serponitza (Serpobaba, Scherpaschia), den einschläfernden Herman und dessen weibliches Gegenstück Drjanotka, an den Wassernix und den Kornmann, der die Kinder aus dem Getreide scheucht, sowie an die Smertnitza, die sich drei Tage vor dem Tode anmeldet. Am meisten erzählt man von den Leutohen (Ludki). Das sind die in den Ecken und Ritzen hausenden hilfsbereiten Heizelmännchen. Sie sind gutmütig, nur nicht gegen die Geizigen. Verschiedene beschreiben sie verschieden. Rote Mützen sollen die flinken Leutohen besitzen und in Schlupfwinkeln wohnen. Nach des Albinus Meißnischer Bergchronika 1589 glaubten die Sorben bei Lübben, die Grabesurnen, die man damals noch weit häufiger ausgraben konnte, wären Erzeugnisse dieser Zwerge. Sie lebten noch und bedienten sich wohl auch dieser Thongeschirre als Tischgerät. Die Sorben wollten sich nicht die Gunst der Leutohen verscherzen und gruben deshalb

nicht nach den Urnen, leisteten auch den Suchern keine Unterstützung. Man zerschlug aber die Urnen, wenn man beim zufälligen Graben nichts darin fand. Der Ansicht, man habe in den „Leutchen“ die früheren Landesbewohner oder den von der Scholle vertriebenen „kleinen Mann“ gesehen, kann ich mich nicht anschließen. Wie im Traume Phantasiegebilde entstehen und der Geist unwillkürliche oder veranlafte Bewegungen unbelebter kleiner Gegenstände oft als willkürliche Handlungen von Lebewesen deutet, wie der Mensch hinter einem Rascheln oder einem Ton an einsamer Gegend einen Veranlasser sucht, so bevölkerte er auch selbst die Wüste mit Gestalten.

Die „Mittagsgöttin“ ist, wie Hermann, beinahe zum Sagen-gepenst geworden und hat's als Kindervertauscherin namentlich auf die Kinder abgesehen. Die Mittagsfrau geht, wenn der Tag am heissesten ist, über die Fluren und steht plötzlich mit ihrer Sichel vor den Schnittern, die mittags nicht von der Feldarbeit ruhen. Sie fragt, warum. Sie fragt noch mehr, und gewöhnlich stehen die Gefragten starr und können nicht antworten, denen soll sie dann mit der Sichel den Kopf abschneiden. — Als der wendische Forscher Hornig einst in einer Prüfung aus Gebieten prüfte, die den Prüflingen ziemlich unbekannt waren, flüsterte einer von diesen dem anderen zu: „Der fragt ja wie die Mittagsfrau.“

Der Mittagsfrau wird, wie der Khodojta, der polnischen Tscharotenitza und den litauischen Laumen, das Kindervertauschen mit Wechselbälgen zugeschrieben. Oft läßt sie das Kind mit dem Wechselbalg zurück. Man muß ein Gesangbuch unter das Kissen des Kindes legen und den Wechselbalg mit Birkenzacken schlagen, um das rechte Kind zurückzubekommen.

Nicht gerade zu den Dämonen ist wohl auch „der Alte“ zu zählen. Wer beim Ausdreschen den letzten Schlag thut, hat den „Letzten“ oder bekommt den „Alten“. Das ist eine kleine Strohuppe, die der Betreffende dann ins nächste Gehöft tragen muß, wo auch noch nicht ausgedroschen ist. Erwischt der Nachbar den, der den Alten brachte, so macht man ihn schwarz und treibt allerlei Scherz. Die Sitte ist schon selten geworden. Jetzt muß der, der den Letzten hat, ein paar Groschen zu Bier und Schnaps zum besten geben. Drischt der Bauer selbst mit, so nimmt er natürlich den Letzten. Eine kleine Strohuppe wird auch als Pfändwisch, eine große als Krautscheuche verwendet. Die Niedersorben haben für „den Letzten“ den Ausdruck „den Hahn“, man bekommt übrigens den Hahn nicht nur beim Dreschen, sondern bei jeder Angelegenheit als letzten. — Kaum koboldischer Art dürften Marawa und Njespech sein. Wer trödelt, zottelt und nicht nachkommt, heißt beispielsweise in Radibor Marawa, in Werben Njespech, bei den Polen Dżubała.

Mehr der Sagen Geschichte gehören Dietrich von Bern, ferner der sorbische Faust, das ist der Rabenfürst und Zauberer Krapat, der Räuber-

hauptmann Lipskulian oder Lipstulian und Pumpot an, der witzige Junge, der den Teufel betrügt, und auch in deutschen Kinderliedchen als Pumpa auftritt. Wenn ich auch auf die wendischen Sagen nicht eingehen kann, so möchte ich doch die von den Wendenkönigen nicht unerwähnt lassen, die es nie gegeben hat und die doch in weiblicher Linie noch heute in dem germanisierten Dörfchen Kaminchen Nachkommen haben sollen. Angeblich bezahlen ihnen die Sorben Kopfsteuern. Der König soll Krone und Scepter aufbewahren, bis das wendische Königtum wieder anbricht. Nach Karl Haupt liefs der grolse Kurfürst dem Wendenkönig nachforschen. Als Bauernbursche arbeitete er aber alsbald auf Geheifs eines Alten, und man liefs ihn unbehelligt.

V. Sitten und Gebräuche.

1. Hochzeit. Vor 150 Jahren, als M. Abr. Frenzel mit Fleifs die sorbischen Sitten und Gebräuche erforschte, waren die Hochzeitsgebräuche nicht wesentlich von den heutigen unterschieden. Er berichtet:

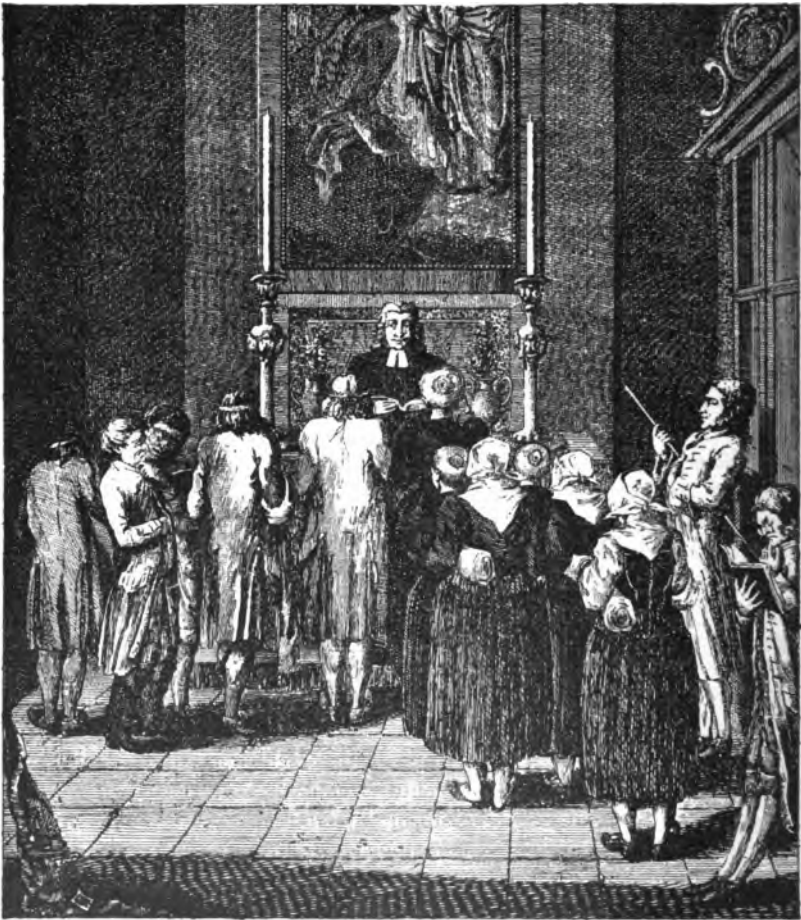
„Sobald junge Leute ohngefähr das zwanzigste Jahr erreicht, denken sie an Gründung des Ehestandes. Der heiratslustige Bursche besucht die von ihm Ausersehene einigemal in ihrem Heim, trinkt ihr, wenn sie sich in der Schenke sehen läfst, einen Ehrentrunk zu, läfst sie neben sich am Örtentisch sitzen, führt sie zum Tanze, und zum Schlufs begleitet er sie in ihre Wohnung. Hier bleiben Beyde bis zu Tagesanbruch zusammen, legen sich wohl gar ins Bett, jedoch in den Kleidern, und halten ihre Liebesgespräche, alsdann gehet der Freyer fort, und singt vor der Thür stehend, oder im Fortgehen. Da nun nach der Zeit die Ältern auf Ersuchen ihren Konsens wegen der Tochter von sich gegeben, wird das Verlöbniß angestellt; bisweilen bleibets auch nur bey dem Jaworte und Handschlage. Darauf folgt dreimaliges Aufgebot von der Kanzel, wobey sich die Braut jedesmal mit einem Kranze in der Kirche einfindet; die Gäste aber werden von dem Werbmann und Bräutigam meistens, wenn zumal die verlobten Kinder vermögend seyn, reutende zur Hochzeit gebeten. Beide, Bräutigam und Werbmann, sind wohlausgeputzt, ebenso beider Pferde. Der Werbmann bringt die Einladung vor, der Geladene danket, und sagt zum Schlufs: Komm ich, so wird schon etwa ein Plätzchen für mich übrig seyn. Da nun ferner die Gäste erschienen, ordnet sich der Hochzeitszug. Voran die Spielleute, Dudelsak und Geiger, Bräutigam und Braut, dann folgen die Gäste bis ins Gotteshaus, wo die Kopulation nach der meifsnischen Kirchenagende vollzogen wird.“

Er schildert dann, wie die Junggesellen vor dem Kirchhof die entblösten Schwerter durch die Luft schlagen, wie die Salzmeiste aus ihrem grolsen Korbe Stücke Kuchen auswirft und die Musikanten ein Feldstücklein blasen. Die Brautmutter kommt, ehe die Gäste ins

Hochzeitshaus kommen, mit Betten und dem Hausrat gefahren, läßt eine schwarze Henne fliegen, „die Braut möchte eine gute Heckmutter sein“. Bei der zwei- bis dreitägigen Hochzeit geben die Eingeladenen Geld. Den ersten Morgen muß die Braut die Tischtücher auswaschen helfen (Fleiß!). Bei Hochzeiten und Kirmesen wird zuerst Schwarzfleisch gegessen, auch Milchhirse bevorzugt man. Beim Abendessen singen die Dorf Mädchen vor dem Brauthaus und empfangen Bier und Geld. — Bald danach schildert Leske eine Trauung so:

Leske I, 135: Die Trauung eines wendischen Brautpaares, welche bei meiner Anwesenheit geschah, und vom Herrn Richter auf der Stelle ge-

Abb. 130.



Sorbische Trauung, 12. Juni 1782, in Muskau.

(Nach Leske 1785.)

zeichnet wurde. Vorzüglich zeichnen sich Braut und Bräutigam aus. Letzterer hat allezeit einen Degen umhängen, den er aber in der Kirche, ehe er zum Altar tritt, ablegt, und um den Kopf einen aus verschiedenen Blumen, Blättern und Bändern geflochtenen Kranz. Das übrige seiner Kleidung ist sehr einfach, und willkürlich. Neben ihm steht der Brautwerber, der ein langes doppeltes, unten mit Franzen besetztes Handtuch, wie eine Binde über die Arme herunterhängen läßt. Hinter diesen stehen die übrigen Hochzeitsgäste männlichen Geschlechts. Die Braut und alle Hochzeitsgäste weiblichen Geschlechts sind schwarz gekleidet. Erstere und ihre beide Züchtjungfern, welche gleich hinter ihr stehen, tragen eine schwarzsaamtne, gegen oben etwas zugespitzte Mütze auf dem Kopfe, die oben offen ist, und hinten einen runden Absatz hat. Um den runden Absatz gehet ein messingener Reifen, zwei Querfinger breit gegen die Spitze zu, woran oft Flintern oder Sternchen von Messing hängen. Oben auf der Spitze der Sammetmütze steht der Kranz von grüner und roter Seide, oder auch grün allein zusammengewunden. Das Haar wird fest und glat zusammengemacht und hinten, wo die Brautmütze zu sitzen kömmt, in zwei Zöpfe geflochten, so daß es, wenn es mit einem seidenen Bande fest umwunden wird, scheint, als wenn ein ganzes Stück Band rund zusammengewunden wäre. Der Hals ist entblößt. Die Weiber, welche hinter den Züchtjungfern stehen, haben um die Haube ein weißes Tuch gebunden, bedecken den Hals mit Tüchern und tragen ein großes zusammengewickeltes weisleinwandenes Tuch, so zur Zierde unter den Arm, wie teutsche Damen ihren Fächer oder Regenschirm. Ganz zuletzt steht die Magd der Braut, die aber keinen schwarzen Rock, sondern nur ein Kittelchen von weisser Leinwand an hat, welches vorne bis unter die Brust, und an den Armen bis unter die Ellenbogen reicht. Neben den Frauen zur rechten, stehet der Hochzeitsbitter mit seinem Stabe unter dem Arm, und etwas weiter vorwärts der Schulmeister, der während der Trauung die Gesänge anstimmt. Der Prediger, welcher die Trauung verrichtete, bedarf keiner Schilderung. Dieses Brautpaar gehörte übrigens zu der ärmeren Klasse der Einwohner, denn die Reichen haben nicht nur mehr Hochzeitsgäste, sondern zeichnen sich auch durch reicheren Anzug aus; doch bleibt das Charakteristische auch bei diesen unverändert.

Heute sind die Gebräuche etwa folgender Art: Wenn Bursch und Mädchen über die Heirat einig geworden sind, erkundigen sich die Brauteltern nach den Verhältnissen des zukünftigen Schwiegersohnes, dabei wird auf Standesgleichheit geachtet. Wird kein Freiwerber geschickt, sondern durch möglichst unauffällige gegenseitige Besuche die Verlobung angebahnt, so holt schließlic der Bursch, allein oder von einem Freund begleitet, das Jawort. Wieweit bei der nun folgenden Verlobung und Hochzeit der Bräutigam, die Braschkas oder Druschbas und die Musikanten in die äußerlichen Feierlichkeiten eingreifen, ist von Kirchspiel zu Kirchspiel, von Stand zu Stand, von Zeit zu Zeit, von Individualität zu Individualität verschieden. Der Bräutigam tritt, wenn es sich nicht um ganz ärmliche Verhältnisse handelt, wohl meist zurück, und ein oder mehrere gewerbsmäßige Druschbas machen sich zu schaffen; in der Muskauer Gegend wieder spielen die Musikanten zugleich die Rolle des Ordners und Abbitters, in der Werbener Gegend ist der „Pobratsch“ meist ein Verwandter. Bei der Verlobung schon bittet der Druschba den Brauteltern ab, es möchte dem Bräutigam vergeben werden, was er etwa Unrechtes an ihnen gethan habe. Das

Abbitten ist bei den Slawen noch sehr im Schwange, es beginnt bei der Konfirmation in ausreichendem Maße und wird vom Druschba

Abb. 131.



Burger Feststräuße aus Flittern und künstlichen Blumen.

Solche Sträuße werden von den jungen Burschen in ganz Deutschland bei der „Stellung“, von den Sorben aber auch bei Kindtaufen und Hochzeiten getragen, teils an der Mütze, teils im Knopfloch des Rockes.

vorm Jawort und vorm Abschied des Bräutigams von den Eltern wiederholt, vom Manne noch öfter angewendet und endet beim Tode. — Nach dem kirchlichen Aufgebot kaufen sich die Neuverlobten die Braut-



Abb. 132. **Kahnfahrt zur Trauung in Burg.** In der Mitte das Brautpaar.
Nach Photographie von Steffen-Burg.

geschenke und geben sich besonders Kleidung und Wäschestücke. Die Brautzier wird nur am Hochzeitstage getragen, dabei bevorzugen die Nochterner gemachte grelle Blumen, Lavendel, Thymian, Rosmarin, nicht Myrte. 14 Tage vor der Hochzeit lädt der Druschba (oder mehrere) mit Stab und dem in verschiedenen Gegenden verschiedenen Hochzeitsbitterschmuck die Gäste ein. Einige Gegenden bevorzugen den kurzen Cylinderhut, andere den Straufs (Abb. 131) im Knopfloch, die dritten das lange Tuch oder rote und grüne Bänder ebenda, die vierten begnügen sich mit dem bändergeschmückten langen Stab und dem Straufs aus Blumen und Federn (Nochten). Auch zu Rofs erscheint der Druschba hier und da. Nun schicken die Eingeladenen ins Hochzeitshaus Milch, Butter, Fleisch und anderes, in manchen Orten (z. B. Nochten) ist es gebräuchlich, 5 Thaler zum Mahl beizutragen. Am Tage der Hochzeit kommen die Gäste ins Hochzeitshaus, um Glück zu wünschen. Der Druschba wird nicht sogleich eingelassen, sondern zu witzigen Reden veranlaßt, um dem Bräutigam Eingang zu verschaffen. Dann fragt er die Braut und deren Eltern in aller Form nochmals, ob sie die Frau des Bräutigams werden wolle. Die Niedersorben gefallen sich sogar in einem scherzhaften Brautkauf mit Handel und Draufgeld vor der Thür der Brauteltern. Auch giebt man hier dem Bräutigam erst eine verummte bucklige Person; der Buckel ist mittels eines Topfes hergestellt. Der Druschba schlägt darauf, daß die Scherben unter Gelächter herabfallen. Schließlich wird die richtige Braut gebracht. So war es früher in Werben. Und dann geht es unter Gesang und Jubel, wenn auch nicht mehr unter Pistolenschüssen, vielleicht schon mit Musikanten, in die Kirche. In der Hand haben Braut und Bräutigam das Gesangbuch, ein weißes Tuch und einen Rosmarinstraufs, Myrte oder dergleichen (Abb. 132). Auf dem Kopfe hat die Obersorbin häufig die Borta (vgl. Abb. 133 a. f. S.), jenen persermützenähnlichen Kopfschmuck, der uns schon auf alten Abbildungen der Wenden, der Altenburgerinnen, der Slowinzinnen, der Litauerinnen begegnet. Am schmalen Ende der Borta ist oben ein Myrtenkranz angebracht und nach unten hängen Flittermünzen. Wenn die nicht in Ordnung sind, soll es mit der Jungfräulichkeit der Braut auch nicht ganz richtig sein. Ähnliches reiches Gehänge, künstliche Blumen oder Rosmarinzweige, trägt die Obersorbin auf der Brust. Die Niedersorbin kennt die hohe Borta nicht. Aber auch ihr Kopfputz ist eigentümlich und mit grüner Raute geziert, zum Unterschied von den Brautjungfern, die bunte Blumen im Kopfschmuck tragen. Die Katholikin schlingt um den Kopf nur ein Band mit Schleifen, die Muskauerin trägt eine ziemlich niedrige Borta. In der Hoyerswerdaer Gegend ist immer eine fesartige Kopfbedeckung bei den Mädchen Mode (Abb. 129), in der Muskauer Gegend hängen vom Bräutigamskranz unterm Hut hinten gelbe, grüne und rote Seidenbänder herunter, um den Arm sind buntblumige Streifen gewunden. Vgl. Abb. 125, 130, 132, 133, 134.

Die Brautfrau (Salzmeste, Slonka) ist wie die Braut gekleidet, trägt aber bunte Kopfzier. Ein Kranz von reiner Myrte oder grüner Seide mit langem grünen Band bildet des Bräutigams Abzeichen. Auf dem

Abb. 133.



Papitzer Braut (Rückansicht).

(Nach Photogr. vom Hofphotographen Metzner-Kottbus.)

Rückwege findet der Zug wieder Unterbrechung durch gezogene Schnuren und Begegnende. Der

Druschba hat vollauf zu thun, mit kleiner Münze und Schnaps die Bahn frei zu halten und den Glückwünschenden zu danken. Zu Hause stellt er nun die Neuverehelichten vor; oft aber muß der Druschba erst den Eingang erbetteln: „Laßt sie doch ein, sie ist oft fortgegangen und wiedergekommen, und nun da sie einen Begleiter hat, wollt ihr nicht öffnen.“ Endlich

öffnet man. Die Braut giebt aus einer Milchgelte den fremden Zuschauern Bier zu trinken, sie melkt dann wohl auch selbst eine Kuh. Die Geladenen aber sehen Ställe und Gehöft an, bis das Zeichen zum Mahl gegeben wird. Bei großen Hochzeiten sitzen die 200

und noch mehr Gäste, wo nur Platz ist. Im Ehrenzimmer mit dem Brautwinkel versammeln sich nur die nächsten Verwandten; in den Nebenzustuben, im Hausflur, wohl gar der Scheune, wird aber alles daran gesetzt, den Aufenthalt möglichst angenehm zu machen, damit unter Scherzen und Witzen die sieben Gänge erledigt werden können. Als Vorkost

giebt es Butterbrot und Käse, nach der Suppe bevorzugen die einen Dorfschaften Sauerbraten, die anderen Reis und was man sonst mag. Den Schlufs machen Kaffee und Kuchen. Das Einbinden von allen Speisen ist meist aus der Mode, das Senden von Hochzeitskuchen aber bleibt, ebenso das Schicken an Arme, das Verschenken an Gäste und Kinder.

Vor dem neuen Paare stehen brennende Lichter. Man putzt sie nicht. Welches zuerst niederbrennt, dessen Besitzer stirbt zuerst. Und wenn das dann wirklich eintrifft, so sagt man: „Seht, es hat doch zugetroffen.“ Während der Elspausen wird die Braut von allen zum Tanz geholt, nur der Bräutigam bleibt sitzen. Besonders beliebt ist es bei den jungen Gästen, der Wachsamkeit des Druschbas zum Trotz, dem Bräutigam den Hut und der Braut den Schuh zu stehlen. Beides muß dann vom Druschba und der Salzmeiste gegenseitig ausgelöst werden. Zum Schlufs des Mahles wird gesungen und gebetet, und die Braut muß über den Tisch schreiten. Man begleitet das Paar nach Abnahme der Borta ins Schlafgemach.

Am zweiten Tage läßt man auf Kaffee und Kuchen noch ein großes Frühstück mit Butter und Käse folgen. Das possenhafte Durchhecheln der einzelnen, Maskierungen und spafsige Streiche machen auf den Fremden, wie immer, keinen angenehmen Eindruck, desto fröhlicher sind die Beteiligten; die sind ja mit Leib und Seele dabei. Am Ende des Mahles gehen die Teller der Reihe nach herum, erst einer mit Salz für den Koch, dann einer mit einem kleinen Strohwick für die Aufwaschfrau, vielleicht noch einer für einen gemeinnützigen Zweck. In der Klittener Gegend sammelt man auch für das neue Paar. Der Druschba oder Braschka läßt klirrend zuerst zwei Thaler auf den obersten Teller und dann in den zweiten fallen und schenkt dann jedem neuen Schenker unter Namensnennung aus seinem Glase. Besuche bei den Dorfgenossen folgen hierauf von seiten der Hochzeitsgäste, die überall eine Tasse Kaffee trinken müssen; eine mir bekannte Dame hat es auf 23 Tassen gebracht. Diese Besuche hält man, da das ganze Dorf ja beteiligt ist, für etwas Selbstverständliches.

Die Hochzeit dauerte früher oft acht Tage, jetzt zieht die Frau meist am zweiten Tage ein. Die Eingeladenen tragen ein Stück Hausrat mit ins neue Haus. Es folgen Abschiedsgesänge der Braut an die Ihrigen, und schließlich geht der Zug ins neue Haus; er wird vom Schwiegervater bewillkommnet. Es folgt noch ein Abendessen, und dann verabschiedet man sich. Am folgenden Sonntag geht man in die Kirche und nimmt das Mittagsmahl meist bei Verwandten ein. Der Hochzeitstag selbst ist meist der Dienstag oder Freitag, nie der Donnerstag. Die Hochzeitsmusik hat besonders in der Muskauer, Schleifener und Nochtener Gegend alte Eigenart. Meist sind drei Musikanten vereint, einer mit der Geige, der andere mit der Hoboe und der dritte mit dem Dudelsack. In den genannten Orten hat man

die große und kleine dreisaitige Husla noch anstatt der Geige, selten auch noch die Tarakawa statt der Hoboe. Statt des gewöhnlichen kleinen Dudelsacks bedient man sich auch des mit Eberzähnen und Ziegenfell geschmückten großen. Die Musik klingt grell und scharf, wie schreiende Farbe, „aber nur nach ihr kann man ordentlich tanzen“. Vgl. Abb. 146, S. 340.

Besondere Eigenarten in der Muskauer Gegend sind die folgenden: Die Braut darf selbst nichts schlachten fürs Hochzeitsmahl; neben dem Brautpaare sitzen rechts und links Brautjungfern, der Druschba muß bedienen. Am zweiten Hochzeitstage müssen Braut und Bräutigam vom Hochzeitsmahle zu den Leuten, besonders zu den Armen schaffen oder schicken. Der Hochzeitsbitterstock ist grün umwickelt. Die Musikanten machen aus, ob die Braut unter oder über den Tisch wegspringen soll, der Druschba aber muß es zugeben. Es darf nur einmal der Hochzeitsschuh von einem Jungen gestohlen werden. Bei Hochzeiten von 200 und mehr Gästen, die abends bei Bekannten und Verwandten, in der Scheune und auf dem Boden bleiben, werden oft noch mehr als sieben Speisen genossen. Der Bräutigam tanzt zuerst mit der Salzmeiste. Die Frauen führen die Braut in die Kammer und setzen ihr die Haube auf. Die Hochzeitsspäße sind eine Abart des Zamborns zur Fastnacht, da werden, wie bei den Haberern, die Anwesenden durchgehechelt, nur milder. Das Zamborn hat allerdings die Polizei verboten. Zum Herbeischaffen des ersten Tellers ermahnt man mit der Formel: „Hier ist nicht gesalzen, bringt Salz!“ Der Koch bringt nun einen Teller mit Salz und dahinein legt man die Geldgeschenke. Dann heißt es: „Hier ist nicht rein gewaschen.“ Nun schickt die Aufwäscherin einen Teller mit einem kleinen Strohwisch, und jeder Gast legt etwa 20 Pfennige auf. Der Hausrat wurde früher nach der Hochzeit gegeben. Jetzt wird alles so eingerichtet, daß am dritten Hochzeitstage der Leiterwagen mit hochgestellten Brettern die Ausstattung ins neue Heim fährt.

Bei den sorbischen Katholiken der Radiborer Gegend hat man nur einen Hochzeitsbitter, den Braschka. Er hat keinen Bänderstab, aber am Hut einen Kranz mit breiten Bändern und ein seidenes Tuch von der Braut im Knopfloch. Die Braut hat zwei Führer, die die Braut zu holen haben. Polterabend giebt es nicht, auch keinen großen Brautzug. Der Bräutigam geht mit seiner Salzmeiste und die Braut mit der ihren, dann folgen die Ehrenjungfrauen, alle meist zu Wagen. Die Musikanten kommen nach der Trauung zur Kirche. Dann beginnt das Mahl und der Tanz. Ein besonderer Brauttanz fehlt. Meist werden Volkslieder gesungen und gespielt, die für die Musikanten in Musik gesetzt sind. Man tanzt den alten wendischen Tanz. Die Husla braucht man hier auch noch. Man trägt ins Hochzeitshaus am Sonntag vorher die sogenannten Buttergaben, Milch, Reibkäse u. a. Auf großen Hochzeiten zählte man schon 300 bis 400 Gäste. Die

Witwen heiraten Montags, die Jungfrauen Dienstags. Die meisten Hochzeitsbittersprüche sind auf Lehrer zurückzuführen. Man beliebt nicht mehr die gebundene Form. Wenn das erste Gericht, meist Rindfleisch, auf die Tafel kommt, schickt der Bräschka einen Teil einem Armen oder Kranken. Den Stall besucht und zeigt man den Gästen, weil er die Haupteinnahmequelle der Frau ist. Die Hochzeit dauert meist nur einen Tag. Beim Knien vor dem Altar rückt das Paar eng zusammen, auch achtet der Bräutigam darauf, den Rocksaum der Braut unterm Knie zu haben, sonst herrscht die Frau im Hause. Man schließt die Hochzeit gern bei zunehmendem Mond und freut sich, wenn ein wenig Regen nach der kirchlichen Trauung vom Himmel fällt. Die Braut läßt eine Henne im neuen Hause auffliegen; gewöhnt die sich an den Hof, so bleibt auch die junge Frau da, im anderen Falle hat die junge Frau Wechsel zu erwarten. In Königswartha liebt man es, beim Zusenden der Hochzeitsgeschenke allerlei Scherze anzubringen; man fällt mit den Töpfen und Küchenbrettern und putzt Geschenke phantastisch aus. Wenn der Hochzeitsbitter das Paar aussegnet und die Lichter aufstellt, singen alle: „Mir nach, spricht Christus u. s. w.“ (Wegen: „Ich leucht euch vor, bin euer Licht“).

Große Hochzeiten werden immer seltener. Meist finden sie statt, wenn nicht innerhalb des Dorfes, sondern von Dorf zu Dorf geheiratet wird. Da kann man wohl auch noch den Bräutigam mit nahezu einem Dutzend Hochzeitsreitern und den berittenen Hochzeitsbitter sehen, der vor den Häusern des Bräutigams und der Braut die ganze Gesellschaft dreimal umreitet. Aber die Förmlichkeiten nehmen von Jahr zu Jahr ab. Selbst in der Schleifer Gegend, in der die Hochzeit aus etwa drei Dutzend besonderer Abschnitte bestand, hat sich mancherlei vereinfacht. Doch hat der erste Musikant und Hochzeitsbitter, der zugleich Halbbauer und Fabrikant alter wendischer Musikinstrumente ist, immer noch seine zwölf Reden bei einer Hochzeit vorzutragen. „Ja, der muß mehr können als der Pastor“, sagen die alten Frauen oftmals, wenn sie von der Thätigkeit der alten Hochzeitsbitter reden.

Zunächst hat er mit einem Genossen die Gäste einzuladen. Sein Bitterspruch lautet verdeutschte etwa: „Wir haben jetzt einige Worte zu reden, wundert euch nicht. Wir sind die Abgesandten, erst vom lieben Gott, dann vom ehrbaren Bräutigam und der Braut und den lieben Eltern des Bräutigams und der Braut. Sie lassen euch freundlich zur Hochzeit laden; Dienstag, um 8 Uhr, mögt ihr euch im Bräutigams-hause einen Augenblick niederlassen und dann mit zur Braut gehen. Wir wollen einen frischen Trunk Bier trinken, dann ein Vaterunser andächtig beten für uns allein und darauf fürs Brautpaar und ihm Glück und Segen wünschen, damit der Ehestand ihnen gerate. Aus dem Gotteshause kehren wir zu einem Mittagsbrot ins Hochzeitshaus zurück. Da wollen wir essen und trinken und fröhliche Gäste sein. Je fröhlicher ihr euch zeigt, desto lieber seid ihr uns. Wir wollen

· aber in der Fröhlichkeit auch den lieben Gott nicht vergessen, sondern ihn beständig in Gedanken haben, und fürlieb nehmen mit dem, was uns Gott beschenken wird, selbst wenn ihr dort nichts weiter finden werdet als ein Brotränfchen und ein wenig Salz. Wir erwarten aber vom lieben Gott etwas mehr, denn Gott ist allmächtig und kann machen das Kleine groß und das Große klein. Gebt uns beiden Abgesandten nun eine kurze Antwort, die nicht uns allein, sondern auch denen gut gefällt, die uns gesendet haben!“

Mit demselben breiten Behagen und starker, noch erheblich umfanglicherer Anwendung von biblischen Stellen und Predigtstücken fährt nun der Druschba fort, seine Reden hersagend. Eine zweite Form der ersten Rede ist für besondere Fälle üblich.

Die Bitter kommen nach Hause und halten eine förmliche dritte Rede, worin schematisch Bericht über die Antworten der Eingeladenen erstattet wird. Die vierte Rede erfolgt im Bräutigamshause. „Wenn ihr in Gedanken und Herzen bereit seid, euch auf die Reise zu machen, die wir vorhaben, dann wollen wir vortreten vor das Angesicht des Höchsten u. s. w.“ Er bittet für den Bräutigam bei dessen Eltern ab und erzählt vom jungen Tobias und von Ekbatana.

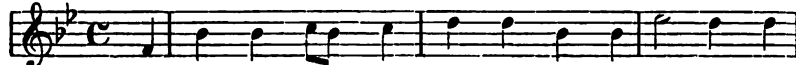
An fünfter Stelle redet er, wenn nun zur Braut gefahren wird, in drei Abschnitten. Diese Rede ward früher vom Pferde oder Wagen herunter gehalten, und es folgte das dreimalige Umreiten. Nun erst geht die ganze Gesellschaft zur Braut. Da wird der Bitter abgewiesen, er soll zum Nachbar gehen. In drei Teilen redet nun der Bitter die sechste Rede, es folgt eine Art Brautkauf, das Vorführen eines alten buckligen Weibes („die ist zu alt“), einer Brautjungfer („die ist zwar schön, aber nicht die richtige“), endlich der Braut. Man schreitet über die Schwelle zu den „vier Säulen“. Sie wird dem Bräutigam „so gesund übergeben, wie man sie empfangen hat“. Die siebente doppelteilige Rede wird gehalten, wenn die Braut aus dem Hause treten will und wenn sie dann heraustritt; die achte, wenn sie von der Trauung kommen, die neunte nach dem Abendessen, die zehnte, wenn das junge Paar fort aus dem Hause ins neue Heim fährt, die elfte, wenn es ins neue Haus kommt. Die zwölfte und letzte mit dem Gleichnis vom ungerechten Haushalter und noch einigem fordert die Teilnehmer zur Bezahlung des auf jeden fallenden Kostenteils auf.

Im Spreewald kommen Braut und Bräutigam wohl auf dem Kahn abends ins Haus des Bräutigams. Die Braut hat ihre Laterne mit und hütet sie, daß sie nicht verlöscht. Wenn das Brautpaar Einlaß bekommen hat, brennt die Braut im Hause sämtliche Lichter mit ihrer Laterne an. Das heißt, „ihr Licht soll aufgehen“. Dann schenkt sie jedem Anwesenden ein selbstgemachtes Stück: Schürze, Strümpfe, Tücher.

Beliebt ist das Singen des Ehestandsliedes von seiten der jungen Mädchen am Hochzeitsabend vor dem Hause. In Schleife singt man vier Strophen, Müller kennt für andere Gegenden sieben.

Ehestand (vgl. auch Erks Liederhort II, 660).

(Von den Jungfrauen abends vor dem Hochzeitshause gesungen. Schleife, 1900.)



Jetzt hört ein - mal ihr Chri - sten - leut, woher kommt der
Den Mann er - schuf der lie - be Gott, der Mann fiel in



E - he - stand? Das mer - ket euch: Aus
tie - fen Schlaf, so tief und süß. Der



Men - schen - klug - heit kam er nim - mer, nein aus Gottes
Herr nahm aus ihm ei - ne Rip - pe, und machte dann ein



Macht allein im Pa - ra - die - se, im Pa - ra - dies.
Weib daraus, zum E - he - stan - de, zum E - he - stand.

Jetzt hör einmal, o Bräutigam,
Und du auch, du liebe Braut,
Am heutigen Tage:
Es werden trübe Tage kommen,
Freudenvolle aber auch
Im Ehestande, im Ehestand.

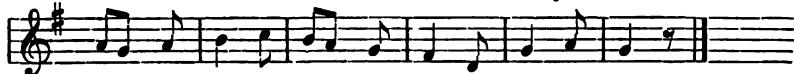
Wir wünschen euch nun gute Nacht,
Und noch recht viel Heiterkeit,
Ihr Hochzeitsleut.
Und denkt an jene Hochzeitsfeier,
Einst bei Jesu wird sie sein
In Ewigkeiten, in Ewigkeit.

Gern gesungen werden auch:

Mädchen und Bräutigam.

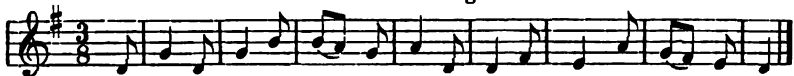


Was haben nur die Leu - te all, ja all - zu - mal. Sie



re - den von uns ü - ber - all, ja ü - ber - all.

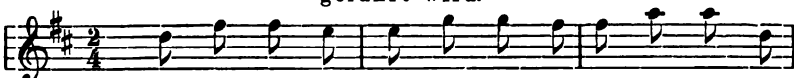
In den Krieg.



Es sind nun sieben Jah - re her, daß sich der Bursch ein Liebchen nahm

In Kamenz sangen, nach Hortschansky, die Sorben um 1782
gelegentlich der Hochzeit und des Auszuges folgende drei Lieder:

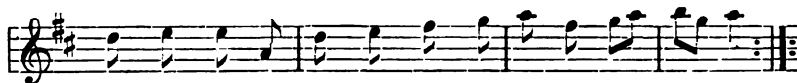
Feldstückchen oder Marsch, wenn die Braut zur Trauung
geführt wird.



Wed - ze - my ju, wed - ze - my ju, ma - my ju, a
(Wir) führen sie, wir führen sie, wir haben sie, wir



mamy ju hai, wed-že-my ju, wed-že-my ju, mamy ju, a
haben sie, wir führen sie, wir führen sie, wir haben sie, wir

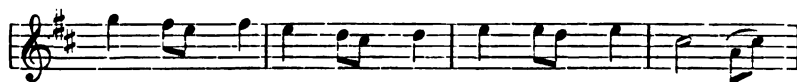


ma-my ju a, nie ko - mu ju hewak nje - da - my.
haben sie, wir geben sie sonst niemand, niemand, niemand her.

Marsch bei der Heimführung.



Halje Sty - ri - fsu ko - ni - ki sapschen - je ne a
Vier Pferdchen sind an-ge-spannt, war-ten vor'm Haus, und
Wo bist du mein Va - ter, mein Müt - ter - lein, lebt
Habt Dank, ihr El - tern, ich dan - ke euch, für



wschitke fsus Dwo - ra wo - hu wo - bro - hčzene, a
wieh - ern und wol - len zum Ho - fe her - aus, und
wohl nun es muſs nun ge - schie - den sein, Gut
eu - re Er - zieh - ung dan - ke ich euch, für



sty - mi - a dſr - bun - jetk lej - der ſso - bu precž.
ich muſs nun bald in die Frem - de hin - aus.
Nacht, es muſs ja ge - schie - den sein.
eu - re Er - zieh - ung dan - ke ich euch.

Beim Abschied.

Das Mädchen zog nach Weihnachten am heiligen Stephanstage fort,
Ihre Äpfelchen band sie sich in ein rein Tüchlein.
Ach gute Nacht, gute Nacht, meine Mutter!
Niemals mehr werd ich in eurem Hofe herumgehn,
Ach niemals mehr werd ich eure Kälber mästen.
Ach ich bedaure die lustigen Burschen,
Die wir miteinander zu Biere und vom Biere gegangen,
Und ich bedaure die lustigen Mädchen,
Die wir miteinander in die Kirche und aus der Kirche gegangen sind.

2. Taufe. Die Zahl der Paten beträgt drei bis zwölf, in der Kottbuser Gegend meist vier, in der katholischen zwei bis drei. Bei

Knaben nimmt man in einigen Dörfern mehr Frauen, bei den Mädchen mehr Männer, in der Gegend von Weilswasser ist es umgekehrt. Die Hebamme oder eine Patin sagt beim Verlassen des Hauses: „Wir nehmen einen Heiden mit und bringen euch einen Christen zurück.“ Ein Patenbrief mit Geld, umwunden mit Seide oder Zwirn, wird ins Taufkissen gesteckt. In der Radiborer Gegend sind es Münzen verschiedener Art, die man im Patenbriefe birgt; auch fügt man Gesäme und bei Mädchen eine eingefädelte Nähnadel hinzu, daßs das Kind fleißig werden soll. Mit dem Hüllfaden näht man das erste Hemd. Den Taufweg verlegt man wie den Brautweg mit Querbändern, ein kleines Geldgeschenk wird für Freigabe des Weges erwartet. Die Mutter muß in Gedanken immer beim Kinde sein, sonst vertauscht die Mittagsgöttin das Kind. Nach sechs Wochen geht die Mutter zur Kirche und läßt den Badewisch hoch auf einen fruchtbaren Baum hängen. Am Schicksal des Badewisches will man das Geschick des Kindes erkennen. Das Taufkissen muß mit seinen Bändern hübsch in Ordnung sein, daßs das Kind ordentlich wird. Eine schwangere Frau darf das Taufkind nicht tragen, sonst stirbt es bald; auf dem Taufgange soll man einem Leichenzuge ausweichen, sonst tritt dasselbe ein. Man muß den Täufling an den Pastor zu stoßen suchen, daßs das Kind klug wird. Vor der Taufe legt man unter die Schwelle, bevor die Paten darüber schreiten, Beil und Säge bei Knaben, und Gesangbuch und Sichel bei Mädchen. In Radibor bemühen sich die Paten, an ein Glöcklein zu schlagen, daßs sie recht schön singen können. Meist hat man hier drei Paten, die Mädchen gehen dabei wie Brautjungfern und schenken dem männlichen Gevatter ein Tuch. Man legt drei Geldstücke in den Patenbrief, im ganzen 10 bis 20 Mk. Der Taufgevvatter findet sich bei den Patinnen für das Geschenk auf dem Tanzsaale mit Wein ab. Er hat auch den Vortanz. Das Kind wird bei Feldgängen in einem großen Leinwandtuche, der „Tročkawa“, getragen, die dann gern hängemattenartig angebunden wird.

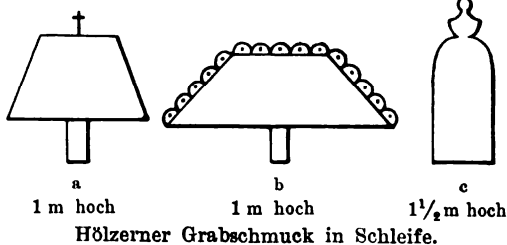
3. Krankheit und Begräbnis. Gegen Krankheiten werden, wie überall, zunächst Hausmittel und Besprechungen angewandt. Auch wenn der Arzt geholt worden ist, setzt man wohl die alte Heilart fort und fragt alte Schäfer und heilkundige Personen, doch weicht der Glaube an sie immer mehr. Der Todkranke läßt sich aufs Betttuch und Stroh ohne Unterbett betten. Am Todestage öffnet man die Fenster; die Angehörigen beten, solange die Leiche im Hause ist, früh, mittags und abends ein Vaterunser, die Nachbarn singen Sterbelieder im Hause. Der Tod wird den Haustieren mitgeteilt. Man wirft beim Forttragen des Sarges den Sargdeckel um, kehrt dem Sarge nach und schließt die Thür. Ein tüchtiges Begräbnismahl schließt die Feier. Die tiefe Trauer dauert vier Wochen, so lange bleibt das Erbe unberührt. Die nächsten Verwandten betrauert man ein Jahr. Die Obersorben tragen ein weißes Stirnband als Trauerzeichen, die Muskauern ein weißes Taschentuch,

Abb. 134.



Trauernde Niedersorbin mit Plachta.
(Nach Photographie von Steffen-Burg.)

Abb. 135.



die Werbener und Burger schwarzes Brusttuch, die Katholiken lange Plachta (Abb. 134) und Kopfhütchen. Das Begräbnis hat am Schlusse etwas Geschäftsmäßiges. Nach der wendischen Einsegnung und dem dreimaligen Schiefsen bei der Beerdigung eines Kameraden zog man nicht etwa mit zur Kirche in die Leichenpredigt, sondern direkt unter belebten Weisen ins Gasthaus.

Grabschmuck (Abb. 135 bis 142) und -sprüche. Eine ganze Anzahl von Kirchhöfen zeigen hübsche Holzplatten in verschiedener Form und verzierte gulseiserne Kreuze neben den überhandnehmenden Platten und Marmorkreuzen. Die Inschriften sind häufig mit weißer Schrift auf schwarzem Untergrunde in sorbischer oder deutscher Sprache geschrieben, die Schrift ist deutsch. Ein paar deutsche Grabinschriften sorbischer Erdenpilger mögen den Geist der Inschriften überhaupt kennzeichnen.

„Alhier ruhet selig in Gott Georg Rokott aus Königswartha, geb d. 16. Apr. 1818, gest. d. 28. März 1890, hinterläßt 1 Tochter 1 Schwiegersohn und 4 Enkel. —

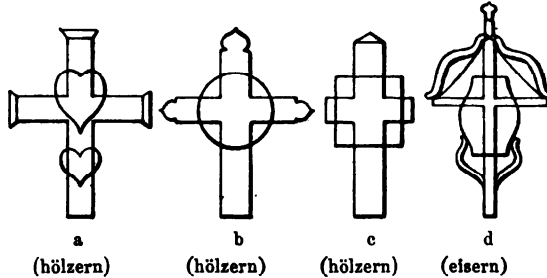
Das Leben ist gleich wie ein Traum; Ein nichtiger leerer Wasserschäum. — Mein Lauf ist nun vollendet, der Tod das Leben endet, sterben ist mein Gewinn, kein Bleiben

ist auf Erden, das Ewge muß mir werden. Mit Fried und Freud fahr ich dahin.“

„Hier schlummern vereint dem großen Morgen der Auferstehung entgegen, die Gott an einem Tage, den 27. März 1890, abgerufen hat: Karl Strümpe, Hausbesitzer und Zimmermann in Königswartha, geb. 5. Nov. 1845 in

Opitz, wurde alt 44 J. 4 M. 2 Tage, seine Gattin Clara Wilhelmine, geb. Schmifs, Dresden, geb. 20. Aug. 1856, wurde 33 J. 7 M. 5 T. alt, und deren einziges Kind Anna Marie, 8 J. 11 M. 26. T., geb. 1. Apr. 1887 in Königswartha. — Wer weiß wie nahe mir mein Ende (u. s. w. bis) gut.“

Abb. 136.



Grabschmuck aus der Gegend von Neschwitz.

Abb. 137.

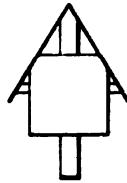
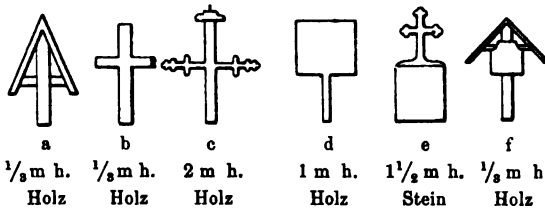
Briesener Holzkreuz.
60 cm hoch.

Abb. 138.

Papitzer Holzplatte.
 $1\frac{1}{2}$ m hoch.

Abb. 139.



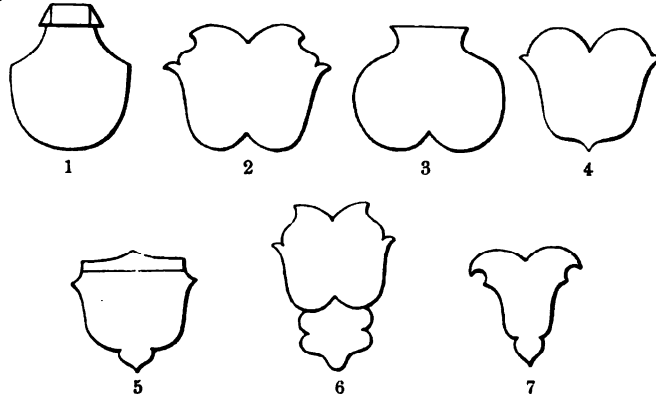
Burger Grabschmuck.

In Briesen ähnlich wie a (60 cm h.). Vorn „Marie Rattey“, hinten „1899“.

Den deutschen Einfluss verrät ein Grabmal des Neschwitzer Friedhofes, der die Inschrift trägt: „Was sie waren, sind wir; was sie sind, werden wir.“ Der Text lautet:

„Hier ruhet vom kurzen Pilgerlauf Frau Agnes Adolphine Lade genannt Ruick, geb. Haenich. Sie trat in das Erdenleben in Naschwitz den 15. Dez. 1798, vereinigte sich am 16. Jan. 1823 zum ehelichen

Abb. 140.

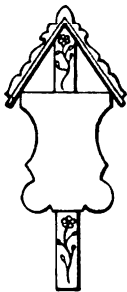


1 bis 7 Holzplatten auf dem Mittelpunkt von Grabkreuzen zu Königswartha.

$\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ m hoch.

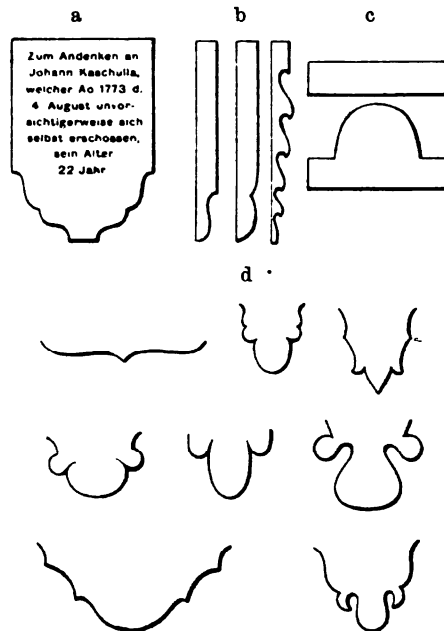
Abb. 142.

Abb. 141.



Werbener
Holzkreuz.

1 m hoch.



a Totenbrett (25×45 cm) in der Werbener Kirche;
b seitliche, c Kopf-, d untere Ansätze an Werbener Totenbrettern.

Bunde mit Adolf Friedrich Lade, genannt Ruick, Rittergutspächter zu Schmochtitz, erfreute denselben während des kurzen Ehestandes durch die Geburt dreier Kinder, nämlich zweier jetzt an ihrer Seite ruhenden Söhnchen und einer der leitenden Hand ihrer liebenden Mutter nur zu früh beraubten Tochter und beschloß nach des Höchsten unerforschlichem Ratschluß ihr in anspruchsloser Thätigkeit und häuslicher Zufriedenheit dem Wohl der Ihrigen und der Tugend und Frömmigkeit gewidmetes Leben am 21. Juni 1827 in dem Blütenalter von 28 J. 6 M. 6 T. — Dem dunklen Schoß der heiligen (u. s. w. bis) werde. Noch köstlicheren (u. s. w. bis) Los.“ (Aus Schillers Glocke.)

Grabsprüche aus Werben.

Meines jungen Lebens Blüte
Stünde jetzt im besten Flor,
Aber Gottes weise Güte
Nahm was andres mit mir vor.

Bald ward ich dahingenommen,
Durch den Tod bin ich gekommen
Hin zu meinem Jesulein,
Hier ist Fried und Freud allein.

(Hier ruht in Frieden Maria Skorna aus Werben, geb. d. 25. Oktober 1845, gest. d. 12. April 1869. Alt 23 Jahre 5 Mon. 18 Tage. Ruht neben ihrer Mutter.)

Ich weiß, in Jesu Blut und Wunden
Hab ich mir recht und wohl gebett't,
Da find ich Trost in Todesstunden
Und alles, was ich gerne hätt.
Mein Gott, ich bitt durch Christi Blut.

(Hier ruht in Frieden Christina Skorna, geb. d. 19. Februar 1814, gest. d. 13. März 1869. Alt 55 Jahr 22 Tage. Unvergeßlich bleibst du den Deinen.)

Die Sprüche stehen auf der Vorder- und Rückseite von Platten meterhoher Dachkreuze. Material: Holz, Platte: weiß. Schrift: schwarz. Kreuz: grün. Umrandung: weiß. Die hohen Hügel sind mit Steingras und bunten Blumen besetzt.

So fahr ich hin zu Jesu Christ.
Mein' Arm' thu ich ausstrecken.
So schlaf ich ein und ruhe fein,

Kein Mensch kann mich aufwecken.
Denn Jesus Christus, Gottes Sohn,
Weckt mich zum ewgen Leben schon.

Er wandelte mit Gott und war nicht mehr zu sehen, denn Gott nahm ihn hinweg.

Wenn ich werde dahin kommen,
Bin ich aller Krankheit los,
Und der Traurigkeit entnommen,
Ruhe sanft in Gottes Schoß.

In der Welt ist Krieg und Streit,
Endlich gar der bittre Tod,
Aber dort ist allzeit Fried.

Nach des Lebens Sorgen,
Nach des Grabes Nacht,

Tagt ein schöner Morgen
In des Himmels Pracht.

Ach weinet nicht, daß ich gestorben,
Ich habe ja nun ausgekrankt.
Was mir mein Jesus hat erworben,

Das hab ich durch den Tod erlangt,
Ich bin an einen Ort gebracht,
Wo meine Seel in Frieden lacht.

Ach wer wollte denn nicht gerne sterben,
 Und den Himmel für die Welt erwerben.
 Wer wollte hier bleiben,
 Sich den Jammer länger lassen treiben?

Und wirst im Alter zu Grab kommen, wie Garben eingeführet werden zu
 seiner Zeit. Hiob 5, 26.

Wo ich hingeh, wisset ihr, und den Weg wisset ihr auch.

Christus, der ist mein Leben (u. s. w. bis) Bruder mein.

Röm. 6. 8.

Röm. 18. 8.

Wenn du die Toten wirst (u. s. w. bis) Hauf.

Und ihr habt auch nun Traurigkeit, aber ich will euch wiedersehen, und
 euer Herz soll sich freuen, und eure Freude soll niemand von euch nehmen.

Papitzer Grabspruch.

Das Leben ist gleich wie ein Traum,
 Ein nichtes werter Wellenschaum.
 Im Augenblick es bald vergeht,
 Und nicht besteht,
 Gleich wie ihr dieses täglich seht.

Grabsprüche aus Burg.

Mit traurigem Herzen sahn wir dich versenken,
 Dich Gattin, Mutter, die uns über alles teuer war.
 Für unser Wohl war ja dein stetes Denken
 Und rastlos Streben bis zur Totenbahr. —
 Ruhe sanft, Gott lohne deine Treue,
 Dieses Denkmal wir dir liebend weihen.

Er ging dahin, den meine Seele liebte,
 Der treuen Gattin und der Kinder Glück.
 Er ist dahin, der nie mein Herz betrübte,
 Und läßt uns trauernd hier zurück.

Ruhe nun in Frieden,
 Allen Schmerz hienieden,
 Allen Kummer tilgt das Grab.

Ruhe sanft, des Lebens Kummer
 Drückt nicht mehr dein frommes Herz.
 Dich umfängt des Grabes Schlummer,
 Mir allein, mir blieb der Schmerz.

Ich hätte gern gesorgt für euch noch manches Jahr,
 Doch folgt ich, Gott ergeben, dem Ruf zur Totenbahr.
 Sein Will ist stets der beste, ob wir's auch nicht verstehen,
 Drum laaset ihn nur walten, bis ihr's im Lichte werdet sehn.

Wie schlummerst du so sanft in deiner Kammer,
 Und deine Leiden deckt des Grabes Ruh.
 Der bittre Kelch ist ausgeleert,
 Es ist nichts mehr, das deine Ruhe stört.

Ruhe sanft in der kühlen Erden,
Bis wir uns einst wiederfinden werden.

Dich riefen Gottes Engel
Früh zu des Grabes Ruh.

Doch wehen Himmelsblüten
Dir ewge Freuden zu.

Grabsprüche aus Briesen.

Du warst zum Unglück fast geboren,
Schwer wurdest du oft heimgesucht,
Doch nie hast du den Mut verloren,
Du lebstest fromm in Gottesfurcht.

Du blühtest, eine Blume,
Die man mit Freuden sah,

Zu deines Schöpfers Ruhme,
Nun bist du nimmer da.

4. Ostern. Zu Lätare und am Gründonnerstag gehen die Kinder herum und bekommen Gaben; im Rotenburger Kreise singen sie am Gründonnerstag: „Guten Morgen, guten Morgen, um a grün' Dunscht (Donnerstag), und wenn ich nischt krieg, da komm ich umsunst.“ Die Kinder, die am Gründonnerstag bis zum Karsonnabend sich am Osterklappern beteiligen, erhalten von den Leuten Milchhirse, Heringe mit Kartoffeln und bekommen dann Eier, die sie dem Lehrer früher zur Verteilung brachten. Das bei den Spinnstuben erwähnte Ostersingen findet noch an vielen Orten statt. Zu Ostern holt man früh schweigend Osterwasser. Den Patenkindern werden in Radibor Striezel, in anderen Orten Pfefferkuchen und Kähne (kahnartige Semmeln), Geld und schön bemalte Ostereier geschenkt. Mit den Eiern kugelt oder waleiet man nach zuvor gemachten Erdvertiefungen. Die Besitzer der getroffenen Eier müssen einen Pfennig oder sonst ein ausgemachtes Zahlmittel liefern. Im nördlichen Vogtlande macht man dasselbe Spiel jahraus, jahrein mit Kugeln (Titschern), auch tetscht man da zur Osterzeit mit Eiern so, daß einer auf das Ei des andern leise schlägt. Welches Ei einen kleinen Sprung bekommt, erhält der Schläger. — In Schleife steht auf dem Dorfplatze ein Quadrat von vier Bänken zum Sitzen, auf dem freien Zwischenplatze aber eine höhere Bank, auf die abends die Laternen gestellt werden. Die Mädchen üben vier Sonntage vor Ostern und den ganzen Sommer ihre Gesänge ein und singen dann am Ostermorgen im Wirtshause und in den Gehöften vor jeder Thür dem Hausherrn, und denen es Vergnügen macht, ein Lied vor. Sie bekommen dafür Geld und richten dann ein Fest aus. In der Muskauer Pflege dehnt man diese Singübungen auf sieben Wochen vor Ostern aus, in Werben übt man in den Spinnstuben, in Burg im Freien. In manchen Gegenden hat man am Osterschiesen festgehalten, so in der katholischen. In der Radiborer Kirche haben noch kürzlich nach der Auferstehungsprozession im Dorfe und von Kirche zu Kirche beim Osterruf des Pastors „Christus ist erstanden“ um Mitternacht Burschen gleich in der Kirche bei der Orgel vorbei geschossen. Jetzt begnügt man

sich bei der nächtlichen Prozession mit Rotfeuer. In den wendischen Dörfern bei Weißwasser geben die Burschen Geld für das Singen der Mädchen, und wer beim Fest dann ein Mädchen zum Tanz holt, bekommt bunte Eier. Manche Dorfschöne braucht vier Schock Ostereier. In drei Orten des Königswarthaer Kirchspiels finden noch Fastenprüfungen statt. Dazu kommt klein und groß. Gebet, Gesang, Katechismus bilden Prüfungsgegenstände. Am Ende giebt der Pastor Brezeln und empfängt Eier oder Geld. — Das Osterreiten hatte ursprünglich sicher den Zweck, die Grenze jedes Jahr aufs neue in Augenschein zu nehmen und anzuerkennen. Schon im 11. Jahrhundert waren aber eigene Gebräuche mit dem Osterreiten verbunden. Die alte Sitte des Umzuges hat sich besonders im Klosterbezirk Marienstern erhalten. Die Bauern und Bauernsöhne kommen im Reitkostüm und mit Cylinder hoch zu Ross. Das Sattelzeug ist mit Muscheln und Metallzierat, Bändern und Blumen geschmückt. Mähne und Schwanz hat man gekräuselt. Eine gestickte Satteldecke erbt von Geschlecht zu Geschlecht. Die Dorfreiter sammeln sich in Gemeinden nachmittags auf einem Orte beim Kloster. Sie ziehen dann unter Vorangang der Chorknaben mit Kirchenfahne und der Geistlichkeit nach dem Kloster, wo Gottesdienst gehalten wird. Inzwischen umreiten die Osterreiter angesichts einer großen Zuschauermenge unter fortwährendem Gesang sorbischer Lieder dreimal den Klosterhof.

5. Pfingsten. Zu Walpurgis werden die Kühe abends gemolken, die Stallthüren geschlossen, die schrägen Kreide- oder Teerkreuze an den Stallthüren erneuert. Dem Ausziehen mit brennenden Besen hat die Polizei ein Ende gemacht. Am 1. Mai pflanzt man Maibäume auf, jedes Dorf einen. Das sind Tannen, die mit Taschentüchern und oben mit einem Kranze geziert werden. Der Kranz wird mit auf den Tanzsaal genommen und hängt da mehrere Wochen. Früher fand Musik unter dem Maibaum statt. Schmäler kannte noch die Sitte, daß man den Maibaum bis zur Himmelfahrt stehen liefs. Dann tanzte man um den Baum, grub den Boden allmählich weg, und wer von den Burschen zuerst zum Gipfel kam und ihn abbrach, wurde von einem Freunde auf den Schultern in die Schenke getragen. — Zu Pfingsten schmückt man Thüren und Fenster seines Heims mit jungen Birken oder Birkenästen, „Zacken“. In den Kirchen stehen vor der Thür und dem Altar, sogar auf dem Kirchturm Birken; an den Hauszäunen, über dem Thor- und Thüreingang hat man Maien befestigt. Am Vorabend säubert man mit Bürste und Lappen, mit Rechen und Besen das Gehöft; den Pfingstkuchen hat man schon fertig. Früh zum Gottesdienst kommen meist die Herrschaften und die Wirte. Die schwarzen Bauschröcke sind in Hülle und Fülle zu sehen; das weiße fünfeckige Kopftuch hat nur hier und da Abänderungen durch eine veraltete Halskrause oder durch lange Röhren, die bis auf die Schulter herabreichen. Die Trauernden allein haben schwarze Kopftücher. Die Strümpfe sind

meist schwarz, die weißen verschwinden immer mehr. In der Hand haben die Wendinnen ein Sträufchen scharf- und wohlriechende Gartenblumen „als Riechfläschchen“. Nachmittags ist es überall stumm, die Leute besuchen den Gottesacker, kommen in den Häusern zusammen, gehen nur vorübergehend in die Schenke; „das ist ein Bußtag“, sagte mir ein Mädchen. Ganz anders der zweite Feiertag. Früh gehen meist die jungen Wendinnen zur Kirche. Die Röcke sind in den hellsten erfreuendsten Farben gehalten, grün oder rot wiegen vor. Der Rand ist blumig. Der Staatsrock ist immer von Seide; die Schürze, die beinahe das ganze Kleid bedeckt und andersfarbig ist, gleichfalls. Das Kopftuch ist mit den verschiedensten blumigen Mustern versehen und hat kostbare Ränder. Und nachmittags 4 Uhr beginnt das Tanzvergnügen. Mit unglaublicher Ausdauer wird bis nach Mitternacht getanzt, dazu auch öfter gesungen, aber fast nur deutsch. Noch jubelnder ist der Tanz am dritten Feiertage, da hat man keine Gäste aus der Stadt und ist unter sich. — In Papitz stellen die beiden Spinnstuben vor ihrem Gasthof einen etwa 12 m hohen Pfingstbaum auf. Der muß am Pfingstabend gestohlen und nachts 12 Uhr aufgerichtet werden. An einen frischgeschälten Fichtenstamm bindet man oben eine Birke, an ein Querholz darunter zwei Kränze und Fähnchen. „Aber der Stamm muß gestohlen sein, sonst gilt er nicht für voll.“ Natürlich hat sich die Forstverwaltung ins Mittel gelegt und schließlich den Ausweg getroffen, für den Baum nur ein wenig zu verlangen. Aber er wird trotzdem lieber gestohlen.

6. Zu Weihnacht ruht der Spinnrocken in den Zwölfen. Ruprecht und Nikolaus, Lichterbaum und Gabentisch treten in ihre Rechte. Das Backen der Kuh- und Schaffiguren (nach Schmalers), die dem Vieh des Gedeihens wegen gegeben werden, scheint verschwunden zu sein. Das Orakelsuchen zu Silvester, das Obstbaumschütteln u. a. herrscht hier so gut, wie überall.

7. Ernte (Abb. 143 a. f. S.). Solange Feld und Flur nicht abgeerntet sind, ruhen die Festfreuden. Bis vor einigen Jahrzehnten war nur in der Zabsower Gegend das Elstertragen am zweiten Pfingstfeiertage Mode. Wer bei einem bestimmten Ziele zuerst anritt, wurde bekränzt und blieb ein Jahr König. Der letzte Reiter aber hatte am Ende des Zuges eine Stange mit einem Eichhorn und einer Elster zu tragen. Mit ihm wurde allerlei Schabernack getrieben, wie ja überhaupt der Letzte im Volksbewußtsein besonders hervorgehoben wird. Das beim Umzuge eingesammelte Geld ward zu einem Tanzfest verwendet.

Zu Johanni, wenn die heilbringenden Kräuter eingesammelt werden, pflegte man, nach Schmalers Angaben, ehemals einen „Johann“ mit birkenrindener Larve und Blumengewinden zu verummen. Der mußte durchs Dorf reiten und ward von den Jungen zu haschen gesucht und seiner Blumen beraubt, die heilbringend sein sollten. Nach

der Heuernte veranstaltet man in Weifsagk, Raddusch und Umgegend das Stollereiten. Die Burschen kommen in Hemdärmeln auf einem breiten Wege, „wo Fuhrleute nicht fahren und nichts eingetreten werden kann“, auf ungesattelten Rossen zusammen. Die Musik ist bestellt, und unter Jubel wird nach einem bestimmten Ziele gejagt, die drei besten Reiter bekommen Preise. Am Ende ist Tanz. In Papitz ward das Spiel erst neu eingeführt.

Abb. 143.



Ernte in Burg. (Nach einem Gemälde von Steffen-Burg.)

Im Hintergrunde der Burger Kirchturm, zwischen den Puppen die Erntearbeiter. Neben der „Bank“ (Brücke) Heufeim. Das Bild ist dem Leben abgelautet.

In derselben Gegend spielt man „Jungfernstechen“. Eine Strohuppe wird wie ein wendisches Mädchen angezogen und ihr auf der Brust ein Brett befestigt, auf das ein Herz gemalt worden ist. Eine lange Gasse Mädchen sehen zu, wie die Burschen mit verbundenen Augen nach dem Herzen stechen. Der Treffer erhält einen Preis.

In Müschen und Babow ist das Hahnrupfen gebräuchlich. Aus drei Stangen macht man ein Thor und hängt einen toten Hahn an, dessen einzelne Glieder man so angeschnitten hat, daß sie leicht abzureißen sind. Nun reiten die Burschen durch und suchen dabei den Hahn herunterzureißen. Der Sieger bekommt eine festgesetzte Belohnung.

Ähnlich ist das Hahnschlagen. Man macht ein Loch in die Erde, steckt einen Hahn hinein, deckt ihn zu und legt einen Topf dartüber. Während die Musik spielt, wird immer ein Bursche um eine Tonne dreimal geführt, dem man die Augen verbunden hat. Dann

wird er freigelassen und muß mit seinem Stecken oder Dreschflegel nach dem Topfe suchen und daraufschlagen. Selten gelingt es, denn die Mädchen suchen den Burschen durch Reden: Rechts! Zuschlagen! und dergl. irre zu führen. Ist der Hahn nicht angebunden, so entrinnt er vielleicht sogar, wenn der Topf eingeschlagen ist, und es beginnt das Nachjagen. Auch die Mädchen beteiligen sich. Übrigens sagen auch die Erntearbeiter, die die letzten Garben holen: „Wir bringen den Kokot (Hahn) heim.“ Die Erntearbeiter schmücken sich mit Feldblumen und legen eine geschmückte Garbe auf den Wagen. Am Ende der Ernte bäckt man Plinsen. Zur großen Kirmes knallen in der Klostergegend die Kuhjungen vor den Gehöften, bis sie Kuchen bekommen.

8. Spinnstuben (Abb. 144). In Sachsen giebt es seit etwa 15 Jahren keine Spinnstuben mehr. Ältere Leute entsinnen sich aber noch wohl, daß das Schlusfest der Rockenstuben das Ostersingen war. Da kamen die Mädchen, jedes Dorf in seiner eigenen Kleidung, und sangen vor den Häusern. Sie bekamen Geld; ein Pastor erzählte, er habe immer einen halben Thaler gegeben. Die Gendarmerie hat die Sache aber als Bettel aufgefaßt und Anzeige erstattet; so ist es allmählich eingeschlafen. Auch in der schlesischen Oberlausitz sind die Spinnstuben im Verschwinden, und die Niederlausitz muß mitmachen. Klagend erzählte mir eine alte Frau, jetzt wolle alles vornehm sein und nicht mehr spinnen. Man kaufe in der Stadt die feinen Bazarwaren und überlasse den Alten das Arbeiten. Wohin das führen werde, sei nicht abzusehen. Die Alten seien bald alle abgestorben, und dann könne niemand mehr arbeiten. Aber alle Ermahnung nütze nichts.

In der Niederlausitz beginnt die Spinnstube am 11. Oktober oder nach der Kirmes (z. B. Werben) oder zu Martini und endet mit dem Ostersingen. In größeren Dörfern giebt es zwei oder drei Spinnstuben, so in Werben eine für die jüngeren, eine für die älteren Mädchen und eine für die Burschen. Gewöhnlich gehören 10 bis 15 Mitglieder zu einer Spinnstube; die Hauptspinnstube in Werben, die der älteren Mädchen, zählt etwa 30. Die Spinnerinnen bevorzugen natürlich eine geräumige Stube und wechseln alle Jahre, wenn es angeht; in Werben nicht. Hier fangen die Mädchen bei eintretender Dämmerung an und spinnen bis nach acht, dann kommen die Burschen zu Besuch; anderwärts beginnt das Spinnen um sechs oder sieben Uhr und endet um zehn Uhr. An der Spitze steht je eine Vorsängerin (Kantorka); man wählt gern ein älteres Mädchen. Den Anordnungen der „Kantorin“ hat sich jedes zu fügen. Sie stimmt auch die Lieder an; zuerst werden Gesangbuchs-, später Volkslieder an jedem Abend gesungen. Gesponnen wird bis zum Beginn der Feldarbeit, das Spinnrad ruht in den zwölf Nächten, an den Feiertagen und deren Vorabenden. Festlichkeiten veranstaltet die Spinnstube zweimal vor Fastnacht, zu Fastnacht und zu Ostern. In Werben laden sich vor Fastnacht die Spinnstuben zu einem Grogfest ein, der Grog wird gleich in Kesseln gekocht. Zur

Fastnacht aber versammeln sie sich im Tanzsaal; die Vorsteher und Vorsteherinnen bestimmen die Paare, und nun zieht der Zug durch das Dorf nach dem Herrenhause. Dort tanzt man. Oft ist es kalt und schneit, und der Schnee muß weggeschaufelt werden, aber die Mädchen gehen im Ärmelhemd ohne Jacke. Im Zuge folgen nach den Vorsteherpaaren etwa neun Musikanten und dann die Spinnstubenpaare. Den Schluß bilden ein Mahl und ein Tanz im Saal. Zu den Kosten, die die Mädchen decken, trägt jede 2,50 Mk. bei. Das Schlußfest ist das Ostersingen (Ostersängerinnen, vgl. Abb. 125 ^{14 bis 19}). In Schleife üben die Mädchen auf dem Dorfplatze; in Burg lernt man im Freien die Gesänge, meist Gesangbuchlieder; in Werben singt man die in der Spinnstube gelernten Lieder. Mitternachts zieht die Spinnstube vor das Haus jedes Mitgliebes und singt; auch vor die Thür von Standespersonen geht man. In Burg sang man bis vor kurzem vor der Mühle und wurde dann mit Kaffee und Kuchen bis gegen zwei Uhr bewirtet. Die Aufnahme in die Spinnstube gilt für eine Ehre, wird nur nach der Verheiratung und dem Tode früherer Mitglieder vollzogen und muß erkaufte werden. In die Spinnstubenkasse fließen auch sonst Pfandgelder und freiwillige Spenden. Der Spinnstubeninhaberin giebt man in Werben für jedes Mitglied 75 Pfennige, schwingt ihr zwei Pfund Flachs und schenkt zu Weihnachten Schirm und Tuch. Die Inhaberin hat durchaus nicht für Bewirtung aufzukommen. — Früher wurde in den Spinnstuben, besonders bei den Festen, weit mehr Mummenschanz getrieben als heute. Nach Schmalzer verbrannte man den Mädchen, die vor Weihnachten den Flachs nicht aufgesponnen hatten, den Flachs und zerbrach den Oberrocken. Der Witzigste mußte außerdem zu Aschermittwoch einen Rocken mit der Ofengabel durchstechen. Wer das erste Mal eine Spinnstube betrat, wurde angebunden. In jedem Falle konnte man der Strafe durch ein Lösegeld für die Spinnstube entgehen. Wie die Jugend mit dem bebänderten Fastnachtsspiels, so ziehen noch heute an manchen Orten die Spinnstubengesellschaften, mit Musik an der Spitze, verummt durch das Dorf und musizieren mit Blechstürzen, Gieskannen, Kuchenblechen, singen und juchheien. Dann sammeln sie in jedem Hause Geld und Elswaren ein; so war es beispielsweise noch vor 30 Jahren in Hornow und Werben. Die Burschen suchten wohl auch Pfähle und Latten zum Feuer und zur Bereitung des Festmahles. Die Fastnacht ist aber noch heute der Höhepunkt der Spinte.

Beliebte Spinnstubenspiele in der Burger Gegend sind: „Wer lacht zuerst“ und „Du hast den Schlüssel“. Die Vorsteherin steht mit dem Taschentuch da und ist bereit, es dem ersten Lacher zuzuwerfen. Die Mädchen aber sitzen auf Stühlen und verziehen keine Miene. Die Umstehenden und die Gäste machen nun irgend etwas, sagen thörichte Reden, um die Mädchen zum Lachen zu bringen. Die aber sitzen starr und stumm und leisten Unglaubliches in der Herrschaft über ihr Mienenspiel. Schließlich lacht doch eine, die

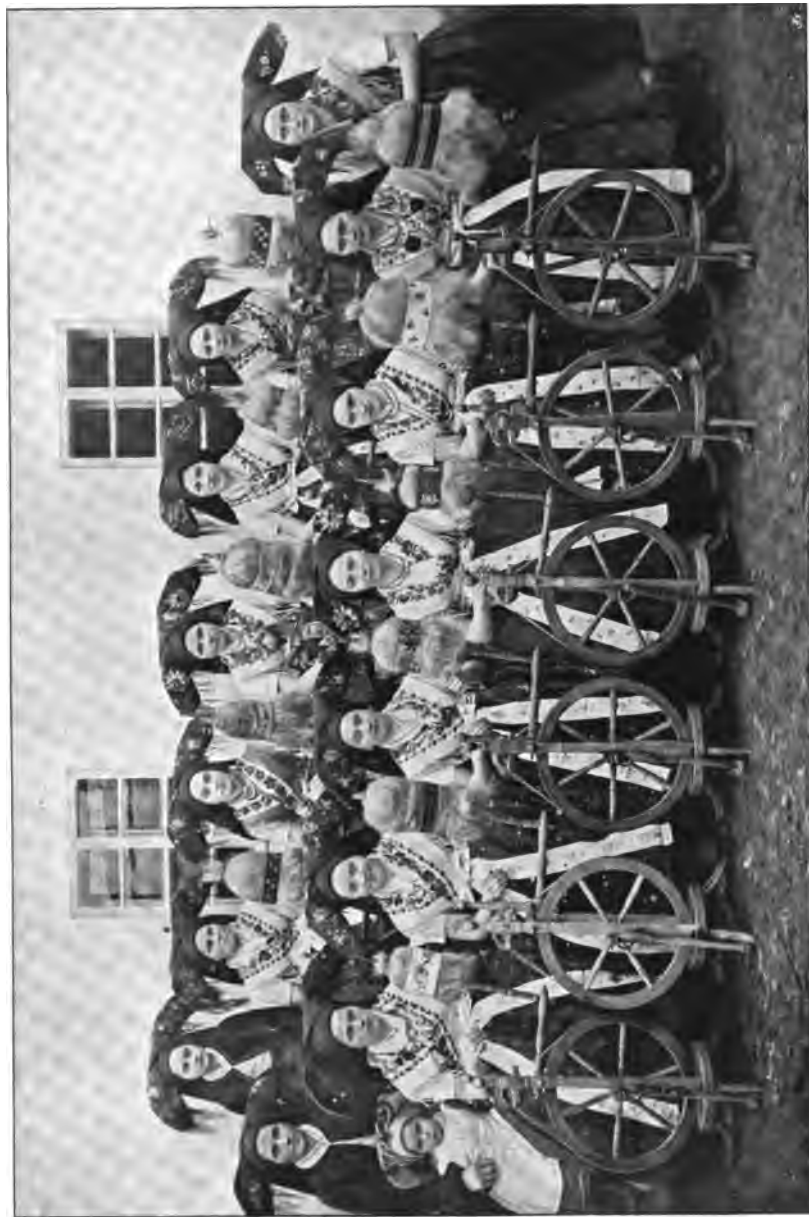


Abb. 144. **Spinnstube in Papitz.** Spinnstubenmutter mit Töchterchen, 13 Spinnerinnen.
(Nach Photographie vom Hofphotographen Metzner-Kottbus.)

Kantorin wirft ihr das Tuch zu und nimmt dann das Pfandgeld für die Spinnkasse in Empfang. Dasselbe Ziel verfolgt noch eine Reihe anderer Spiele. Nur der Geselligkeit dient: „Du hast den Schlüssel“ (Abb. 145). Die Mädchen setzen sich auf den Fußboden und stecken

Abb. 145.



Spinnstubenspiel „Du hast den Schlüssel“. (Nach Photogr. v. Steffen-Burg.)

Die Mädchen haben die Hände unter den Knien und lassen einen Schlüssel durchwandern. Die Kantorka steht und sagt zu einer „Du hast den Schlüssel“. Hat sie die richtige getroffen, so darf der Schlüssel nicht weitergehen. Das Spiel wird u. a. auch in Blankenhain bei Werdau gemacht.

unter den hohlen Knien einen Schlüssel rund um. Die Kantorin muß nun raten und sagen: Du hast den Schlüssel. Große Heiterkeit folgt, wenn die Zusage zutrifft. Sobald das Wort gesagt worden ist, hält der Schlüssel an. Beim „Alten hochheben“ legt man je eine Männermütze über Fingerhut, Schlüssel, Bürste und deckt eine Schürze darüber. Die Vorsteherin fragt die erste beste, welche Mütze weggenommen werden soll. Die Gefragte zeigt auf eine Mütze. Der Fingerhut bedeutet den Junggesellen, der Schlüssel den Witwer, die Bürste den Alten. Beim „Rapunziehen“, ähnlich wie bei der „Schlange“, zieht ein Mädchen auf allen Vieren voran, die anderen folgen ihr, indem sie sich an den Hüften der vorderen festhalten. Der Zug geht durch Stube und Hof und zurück. Beim „Wolfreißer“ faßt man sich aufrecht stehend am Rock und läuft rückwärts so schnell, bis man fällt. Gebräuchlich sind ferner nach Müller „Bullenschlachten“, „Mühle“, „Ente ziehen“, „Fuchs aus dem Loch“, „Backofen einstoßen“, „Ölschlagen“, „Kalendermachen“, „Ledergerben“ (eine Art „Schinkenklappen“). Wie beim Spinnen, liebt man auch beim Federschleifen die Gemeinsamkeit; sie kam in den

Dörfern ins Wanken, wird aber aufs neue gestärkt durch die gemeinsame Anschaffung von Dreschmaschinen und anderen wertvollen wirtschaftlichen Geräten. — Als Kinderspiel ist neben dem Fangen, dem Anschlagen, dem Waleien, dem „Himmelhüpfen“ besonders das Steinchenspiel beliebt. Man wirft vier bis zehn Kugeln in den Sand, schnellt eine in die Höhe und fängt sie wieder auf, nachdem man schnell eine andere vom Boden in die Hand genommen hat. Nun wirft man eine dritte auf und fängt sie mit derselben Hand auf, die schon zwei Kugeln hält. Manche der Knaben bringen es bis auf zehn Kugeln. Das Spiel geht rundum und endet dann, wenn einer alle Kugeln in der Hand hat.

Bindespruch.

(Wenn ein Deutscher die Spinnstube zum erstenmale betritt. Werben.)

Ich binde um die rechte Hand
Hier mit diesem Ehrenband. („Was sie um den Wocken hat“)
Wirds nicht eine Flasche Wein,
Wird's eine Flasche Brantwein.
Wer was giebt, wird hochgeacht'
Wer nichts giebt, wird ausgelacht
Und zuletzt noch schlecht gemacht.

Bittgesang.

(Wenn in einem Hause geschlachtet oder gebacken wird. Provinzialblätter, V. Stück, 72. Mitgeteilt von Conrad, Kamenz 1782.)

Gebt uns, gebt, wollt ihr uns etwas geben.
Laßt uns nicht so lange stehn,
Euren Kot tretend
Und unsere Schuhe zerreißend.
Wenn doch die Wirtin so gut wäre
Und uns ein Stück (Brot) gäbe.
Wir wollen spinnen,
Holz in den Ofen legen.
Und den Wirt wollen wir hinter den Ofen setzen
Und eine weiche Semmel in die Hände geben.

9. Allerlei Glaube. Wer von hellem Feuer träumt, erträumt sich Geld oder baldige Hochzeit. — Springen Funken aus dem Ofen, so kommt Besuch; ebenso, wenn das rechte Auge kraut. — Raucht es aus dem Ofen, kommt Unglück. — Die Krautpflanzen müssen sich einander kugeln, dann gedeihen die Krauthäupte. — Wievielmals die Wachtel schlägt, so viel Thaler wird man für den Scheffel Korn einnehmen.

Unglück bringende Anzeichen sollen sein: heulende Hunde, krähende Hennen, Eulen, zur Linken auffliegende Vögel, alte Frauen, Hasen, die Begegnung mit einem Geistlichen, mit dem linken Fuß die Schwelle überschreiten, wenn man jemand Glück wünscht.

Als Glück bringende Anzeichen werden hingestellt: zur Rechten auffliegende Vögel, Greise, Mädchen, eine Spinne am Vormittag, nuch-

tern Niesen, wer am Neumond unversehens über die rechte Schulter etwas sieht. Bei der linken würde Unglück folgen.

Dreht sich der Pastor beim Begräbnis um, so stirbt bald jemand aus der Familie nach. Das geschieht auch, wenn das Grab einstürzt. — Wer den Schlucken hat, von dem redet man. — Beim Ausgehen soll man nicht umkehren. — Am 1. Januar wird nichts verborgt und verschenkt. — Wenn es in die Borta regnet, melken die Kühe gut. — Hat die Braut viel Geld in der Tasche beim Hochzeitstage, so hat sie es immer. — Am Freitag darf man nichts anfangen. — Gegen beschriebenes Vieh, das schlechte Milch giebt, helfen die Viehdoktoren mit wendischen Pröpelformeln. — Das Waschen im ersten Winterschnee beseitigt die Sommersprossen. — Ein Kalb muß man früh, nüchtern, ohne ein Wort zu sprechen, absetzen. Man bedeckt es mit einem Tischtuche und führt es dann rückwärts zur Krippe. — Wenn ein Stück Vieh verkauft wird, bekommt der Knecht oder Sohn des Verkäufers 2 bis 3 Mk. Schwanzgeld vom Käufer. — Die Zukunft will ein junges Mädchen erkennen, wenn sie unter drei Töpfen wählt, unter denen Brot, Geld und Leinwand verborgen ist. Das Brot soll auskömmliche Nahrung, das Geld Wohlstand, das Leinwandläppchen Krankheit bedeuten. — Abendröte bringt schlechtes Wetter.

Bei Preusker heißt das Liedchen beim Todaustreiben zu Lätare: „Den Tod haben wir ausgetrieben, den Sommer bringen wir wieder.“ Er vergleicht damit das Tschechische: „Nun tragen wir den Tod aus dem Dorfe, den neuen Sommer in das Dorf, willkommen, lieber Frühling, grün hervor, keimendes Getreide.“

Wachs von geweihten Kerzen, Teile vom Glockenstrang, vom Blitz abgesplitterte Baumstückchen, um Mitternacht geholte Kreuzwegerde, Asche verbrannter Hundeshaare sind Heilmittel.

Ein herzliches, demütiges Gefühl gegen Gott prägt sich, wie bei allen slawischen und deutschen Bauernstämmen, auch beim Sorben aus. Der liebe Gott, der Geber des lieben täglichen Brotes, der Verleiher der Gesundheit und des Erntesegens, wird gern angerufen. Zu Pauli Bekehrung, am 25. Januar, ist die Vogelhochzeit. Da stellen die Kinder auf dem Fensterstock, und wo es sonst angeht, Teller auf, die Eltern legen Pfefferkuchen und Backwerk darein; das sollen Gaben sein von der Vogelhochzeit. Vogelhochzeitlieder haben auch andere slawische Völker.

Die Gebräuche der Sorben sind viel einfacher geworden seit der Zeit, da Samuel Grosser von ihnen berichtet, wie sie verstohlen vor heiligen Bäumen knieten, im Frühling die Brunnen weihen, den Verstorbenen zu Ehren auf den Scheidewegen Hütten errichteten, die Neugeborenen unter Raunen von Zauberformeln gegen das Feuer hielten, die jungen Ehepaare unter Wehklagen beräucherten, den Krankheiten unter Zauberpossen mit des Patienten Haaren und Kleiderzipfeln begnieten, unter die Bahre ein halbes Brot legten, nach der Be-

stattung Steine und Laub über ihre Köpfe warfen und die Abgelebten töteten.

10. Segenbriefe. Man trägt wohl noch zuweilen Segenbriefe als Amulette bei sich, sorbische sind mir nicht in die Hände gefallen, aber wiederholt deutsche, geschrieben und gedruckt. Die gedruckten verschweigen das Jahr und geben einen recht fremden Druckort an. Mitunter liest man die Angabe, ein frommer Einsiedler habe das betreffende Schriftstück von seinem Schutzengel bekommen und eine hohe Geistlichkeit habe es „bewilligt“. Häufig giebt die Mutter dem scheidenden Sohn ein solches mit. So sah ich eins mit drei Sprüchen „Für Brandwunden“, „Blut versprechen“, „Schmerzen versprechen“.

Ein anderes lautet:

Christlieb Kaloscha.

Es haben dich vier falsche Zungen versprochen, drei gute versprechen dich wieder, das erste ist Gott Vater, das andere ist Gott Sohn, das dritte ist Gott heiliger Geist. Die vier falschen Zungen, die dich versprochen haben (voller Name), davon will ich dich wieder lossprechen. Das erste war ein Mann mit seinem Hut, das andere war eine Frau mit ihrem Flor, das dritte war ein Bursche mit seinem Mut, das vierte war eine Jungfer mit ihren Zöpfen. Davon will ich dich wieder lossprechen. Das zähle ich dir zu gute im Namen Gottes des Vaters, und Gottes des Sohnes, und Gottes des heiligen Geistes. Amen.

VI. Musik, Tanz und Gesang, Lied und Spruch.

Es giebt nur noch eine Gegend, wo die alte Volksmusik der Dorfmusikanten in Blüte steht, das ist die bei Muskau und Schleife, und in der Hauptsache kommt sie auch nur zu Ostern und bei Hochzeiten zur Entfaltung. Es gehören mindestens drei solcher Dorfmusikanten zusammen, und nach deren wendischer Musik will die sorbische Dorfschöne viel besser und feuriger tanzen können als zu deutscher. Die Musiker sind ihrem Hauptberuf nach Ackerbürger und Bauern und treiben ihre Nebenbeschäftigung hauptsächlich von Familie zu Familie. Die Musikinstrumente (Abbildung 146) machen sie selbst, schreiben auch die Noten selbst ab und vererben sie vom Vater auf den Sohn. Einer zeigte mir eine kleine Husla, die 200 Jahre alt war. Aber die Museen haben bereits aufgeräumt, und es ist schwer, vom alten Gut etwa noch etwas zu erwerben. Schlau nutzten die alten Besitzer zum Teil ihren Vorteil aus, schlugen unter der Hand Liebhabern gegenüber auf und immer mehr auf, voll Freude darüber, daß sich ein hoher Standesherr der Gegend 50 Mk. für eine Husla im Werte von 3 bis 5 Mk.



abfordern liefs. Ich kam gerade zur Osterzeit unter die Musikanten, und so gern jeder die Summe genommen hätte, so konnte er doch sein Instrument zum Feste nicht entbehren. Die kleine im Gebrauch befindliche dreisaitige Geige stieg während der Verhandlung von 4 auf 8 Mk., der Dudelsack auf 45 Mk.

Es giebt zwei Arten sorbischer Geigen. Die kleine Husla ist am meisten im Gebrauch, sie ähnelt ganz einer Kindergeige, wie man sie auf den Jahrmärkten und in den Bazaren kauft. Auf den kurzen Saiten, in der Stimmung d a e, wird ein äusserst schriller Ton erzeugt. Seltener schon ist die grössere Husla (60 cm lang), deren Form mitten inne zwischen Geige und Guitarre steht. Die Saitenbefestigung des Wirbelbrettes dieser ist wie bei der Guitarre, das obere Brett des Resonanzbodens aber etwas nach der Mitte gewölbt. Das sorbische Museum auf dem Lauengraben in Bautzen besitzt fünf alte und eine neue Husla, drei grosse und drei kleine. Alle sind mit Darmsaiten bespannt. Ausser den glattspaltigen F-Löchern ist am Ende des Griffbrettes ein thalergrösses mit sechs Ritzen  versehenes Schalloch. Der Bogen ist sehr straff gespannt. Man legt die Geige nicht unter das Kinn, sondern auf die Brust. Diese Instrumente stammen wohl ziemlich alle aus Schleife.

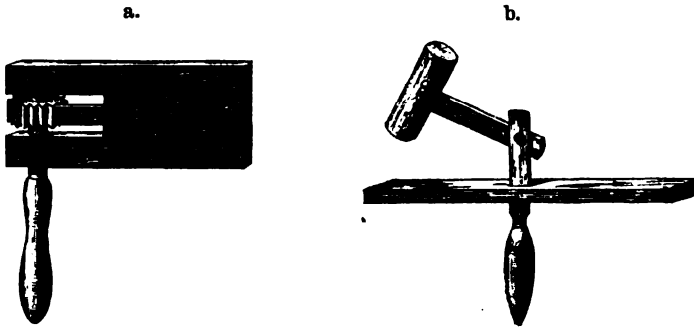
Das zweite Instrument, die Tarakawa, habe ich nirgends mehr im Gebrauch gesehen. Man hat dafür die Hoboe, und das ist eigentlich nur eine verbesserte, mit Messingklappen versehene Tarakawa, die noch kürzlich bei Tanzmusik verwendet worden sein soll. Das erwähnte Museum besitzt zwei alte und zwei nachgemachte Exemplare. Das grösste ist $\frac{3}{4}$ m lang. Die Anfertigung des angesteckten, einen kreischenden lauten Ton erzeugenden Mundstücks soll besonderes Geschick erfordert haben.

Der Dudelsack kommt in doppelter Form vor, einmal mit einfachem schwarzen Lederbalg, das anderemal mit grossem Ziegenfell, dem man Kopf und Schweinszähne als Hörner aufgesetzt hat. Drei zusammengehörige Musikanten in gleicher, etwas auffallender Tracht, vielleicht auch mit einer Art Dreimaster, wirken nun zusammen, der Geiger in der Mitte, Dudelsack und Hoboe zur Seite. Das Instrument tragen sie im Sack verschnürt. Diese dreiteilige Musik wird durch die vierteilige verdrängt: Violine, Bass, Klarinette, Trompete. Aus der Mode sind Zimbel und Brummeisen. Zieh- und Mundharmonika, Hirtenhörner, Weidenpfeifen, Farzen, Schnarren und Klappern (Abb. 147 a, b a. f. S.) kennt die Jugend sehr wohl; hat man sonst nichts Lärmendes, so bedient man sich der Töpfe und Stürzen, der Kämme, hinter die man Papier hält, der Gieskannen und Triangel.

Neben den deutschen Tänzen soll noch der „sorbische Reichen“ nördlich von Bautzen im Schwange sein. Sobald die Musikanten zu spielen beginnen, tritt der Vortänzer mit seinem Mädchen, Gesicht

gegen Gesicht, vor die Musikanten. Er hebt ihre rechte Hand, und sie dreht sich im Kreise auf einer Stelle. Er läßt die Hand los, und sie dreht sich, die Hände straff an der Seite, weiter. Nun tanzt der Vortänzer um das Mädchen herum und giebt seinen Wunsch dabei

Abb. 147.



a. Schnarre.

b. Klapper. (Nach Andree.)

durch Gebärden zu erkennen, daß er mit ihr tanzen möchte. Sobald sie die Hand hebt, umfängt er sie und der Tanz beginnt. Die übrigen Paare schwenken sich, nach Schmalers, auf einem passenden Platze „acht Takte lang rechts, acht Takte links und so fort, bis der Vortänzer das Zeichen zu einer gemeinschaftlichen Tour giebt. Die Paare stellen sich einander gegenüber, fassen sich an den Händen und chassieren so lange acht Takte rechts und links, bis der Vortänzer sich mit seiner Tänzerin auf seinem Platze wieder herumdrehen beginnt, was nun auch alle übrigen thun. Jetzt wechselt dieses Herumdrehen und Chassieren so lange, bis die Musik schweigt, welche ab und zu mit Gesang, bald von der ganzen Gesellschaft, bald nur von einem einzelnen Sänger begleitet wurde“. Bei Hochzeiten wird am meisten getanzt, doch finden eben überall die bei den Deutschen beliebten Tänze Eingang. Oft singt man dazu, z. B. „Wurst im Tiegel etc.“, „Anna, bist du von Sinnen“.

Die Lieder hat Schmalers in Feldlieder, Sätzchen, Rundgesänge, Hochzeitslieder, Bittlieder und Legenden eingeteilt. Die Feldlieder werden, wie in allen bäuerlichen Kreisen, beim Gange durch das Feld gesungen; die Sätzchen waren noch vor kurzem auch in der Pflaissen-egend Mode. Wer sich zeigen wollte, gab den Musikanten eine große Münze und nahm den Vortanz. Der Vortänzer wechselte natürlich oft am Abend. Wenn er vom Vortanz abtrat, führte er sein Mädchen vor die Musikanten, sang dann selbst ein Liedchen oder ließ die Musikanten eins wählen und die Sätzchen aufspielen. Um das Paar stellten sich die anderen und sangen das Lied mit Musikbegleitung. Dann trank das Mädchen einen Krug Bier, den ihr vor dem Sätzchen der Vortänzer

gereicht hatte, diesem und den Musikanten zu. Diese leerten den Krug und harreten auf einen neuen Vortänzer. Während des Tanzes sang man ähnliche Tanzlieder. Rundgesänge beim Gesellschaftstrunk kommen wohl bei den Litauern und Deutschen immer mehr ab, ebenso die eigenartigen Hochzeitslieder auf dem Wege zur Trauung. Beim Kuchensingen, beim Ostergesang und zur Fastnacht werden die Bittlieder vorgetragen; die Legenden sind meist von Pastoren gedichtete fromme und erbauliche, zu einem guten Leben aneifernde Dichtungen, wie das goldene ABC.

Der wendische Gesang zieht sich immer mehr in die abgelegenen Dörfer zurück, an den breiten Straßen und Eisenbahnlinien nistet sich der Berliner Gassenhauer, selbst in größeren Dörfern das bei den Soldaten gelernte Lied ein, von der Schule aus aber siegt das deutsche Volkslied. Am Sonntag sitzen die Bauern vieler wendischer Gegenden in der qualmigen Kneipe. Jeder hat (z. B. in S.) vor sich sein Fläschchen Schnaps. Die schwarze Sonntagsmütze behalten sie auf dem Kopfe, das Gespräch wird lauter und lauter. Deutsch ist die Unterhaltung. Dort wettet man um zwei Liter Schnaps, ob einer früh gesehen worden oder abgereist ist, hier streitet man sich halb scherzend über Soldatenangelegenheiten, den Fremden beachtet man wenig; daß aber der Berliner Lebensversicherer seit Wochen Haus für Haus absucht und versichert, das fällt schließlich auf.

Der Inhalt der sorbischen Lieder bewegt sich in demselben Gedankenkreise wie der der Dainos. Der Abschied des Mädchens vom Vaterhause, der Zug des Burschen zu den Soldaten oder in den Krieg, Liebeswerbungen des Jünglings, Zurückweisungen oder verliebte Senfzer des Mädchens, Klage der jungen Frau über Unannehmlichkeiten in der Ehe gegenüber den Freuden im Vaterhause, Trinkgesänge, Selbstgespräche, wie man die Nacht nach Hause kommen oder wo man bleiben kann, harmlose Kriegserlebnisse, Trost beim Bier, Jubel über das Kneipenleben, Treue und Untreue, Tiergeschichten und Rätselfragen bilden die Vorwürfe. — Das Mädchen kann nicht schlafen, ihr Geliebter ist in den Krieg gezogen. Da pocht es nachts. Es kommt ein Reiter auf braunem Roß und bringt einen Brief, daß er gestorben ist, sie soll aber nicht um ihn weinen. Das Mädchen aber trauert sieben Jahre. — Burschen kommen ins Haus und fragen nach dem Mädchen. Man sagt: „Das ward gestern auf den Kirchhof getragen.“ Da umreitet der Liebesbote dreimal den Kirchhof und ruft am Grabe: „Lieb Mägdlein, steh auf, sprich nur zwei Worte.“ „Ja, wenn ich noch sprechen könnte, würde ich nicht hier unten liegen. Nimm in meiner Kammer das Schlüßlein, in der Truhe liegt mein Kranz. Die im Kranze ging, kennt nicht mehr Erdenlust.“ — Ein Mägdlein sitzt und flicht zwei Kränze, ein stolzer Reiter kommt vorüber und bittet um einen, aber das Mädchen sagt: „Den einen setz ich auf, der andere gehört meinem Liebsten.“ — Ein Bursche fährt im Kahn aus

Wacholderholz den Fluß hinab zum Schloß, wo das Liebohen wohnt und alles schläft. Sie aber wacht und flicht eine Schnur für den Geliebten und singt dabei: „Klettre doch an der Schnur empor und komm übers tiefe Wasser; wenn du auf das Austrocknen des Wassers zu warten vorhast, wird die Liebe vergangen sein.“ — Der Bursch beredet das Mädchen, sie möchte ihn nach Hause begleiten. Sie erwidert, die Leute werden darüber reden. Er aber sagt: „Laß die Leute reden, wir haben uns ja verlobt und tragen die Ringe am Finger.“ — Es besuchen zwei Burschen einen Hof, der eine geht des Mädchens wegen hin, der andere, um sich ordentlich bewirten zu lassen. — Das Mädchen soll nicht zu schnell heiraten, „scharfe Dornen stechen sehr, falsche Burschen noch viel mehr, solche Burschen giebt's in Fülle, solche guten Mädchen wenig.“ Diese Gedanken kehren bei den Polaben und Litauern wieder, ebenso die schmückenden Beiwörter und poetischen Einführungen von den lieblichen Blumen im Garten, dem hohen Hause auf dem Berge oder am Meere, der grünen Linde vorm Hause. Beliebt sind auch die Tiergeschichten, wenn zur Hochzeit oder zu einem Feste Elster, Eule, Ziege, Henne, Storch, Bär antreten.

Die sorbische Literatur hielt sich anfangs in rein kirchlichen Bahnen. Vor Einrichtung des Prager katholischen Seminars 1704 und der evangelischen Predigergesellschaften zu Leipzig 1716 und Wittenberg 1749 gab es außer handschriftlichen Werken hauptsächlich nur Möllers Gesangbuch und Katechismus 1574, den Worjechs 1597, ein Enchiridion von Tharäus 1610, des Ticinus Grammatik (Principia 1679), Abraham Frenzels Werk über den Ursprung der sorbischen Sprache 1693.

Die Obersorben erhielten 1728 durch Lange, Jokusch, Böhmer und Wauer die erste sorbische Bibel, die Niedersorben durch Fabricius 1709 das neue, durch Fritze 1797 das alte Testament, und durch Schindler 1822 bis 1824 die ganze Bibel. Predigtsammlungen und andere geistliche Bücher erschienen wiederholt. Auf Kosten der Bibelgesellschaften wurden im verflossenen Jahrhundert verbesserte Bibeln in beiden Hauptdialekten herausgegeben. Volkslieder sammelten Haupt und Schmalzer 1842 bis 1843.

Die schöne Literatur pflegten außer Sauerwein die Niedersorben Martin Grys († 1878) und Mato Kolsyk (geb. 1853, lebt als Geistlicher in Ohio, Nebraska), der in Hexametern die sorbische Hochzeit und ferner die angeblichen Schandthaten Geros besungen hat; unter den obersorbischen Dichtern ragt Zeiler hervor.

Die Zeitungsliteratur blüht weniger bei den Niedersorben als vielmehr bei den Obersorben, aus deren Reihen sich sogar 1900 ein sorbischer Schriftstellerverein entwickelte. Den Mittelpunkt bildet die Zeitschrift der sorbischen Gesellschaft in Bautzen, die das Beste bietet, was das sorbische Schrifttum hervorbringt. Sie ist für die Gebildeten berechnet, während Schriftvereine für Verbreitung kurzer und erbau-

licher Bächlein beim Volke Sorge tragen. Dem sorbischen Schriftstellerverbände traten am 15. März von 24 Geladenen 22 Mitglieder bei, die an den sechs obersorbischen und zwei niedersorbischen Zeitungen mitarbeiten.

Sprichwörter. Alle trafen vorbei, nur mein Sohn traf — beinah. Er hat einen Elsterfuß gegessen (schwatzhaft). Essen und Trinken ist das halbe Leben, auf der Ofenbank liegen das ganze. Das schickt für dich, wie der Dreschflegel für den Hund. Erbsen am Wege rupft jeder. Was einer aufschüttet, das mahlt er. Er hat immer s' Fenster am Halse (er liegt tagaus tagein am Fenster). Er macht aus einem Fingernagel einen Ellenbogen (er übertreibt). Die Finsternis frisst die Leute nicht, stößt sie aber um. Verliebene Sachen kommen als Hinkelbein heim. Er fürchtet sich wie ein Fischotter (sehr). Große Arbeit, kleiner Käse. Der Flickfleck muß größer als das Loch sein. Einer Fliege wegen schüttet man eine gute Suppe nicht aus. Er windet sich wie eine Fliege im Brei (der Arbeitsunlustige fängt allerlei an, aber ohne Lust). Was die Frau mit der Schürze forträgt, vermag der Mann nicht hereinzuführen. Wo die Frau die Hosen anhat, ist der Wirt des Teufels. Nimm dir die Frau aus der Nachbarschaft, die Gevattern aus der Ferne.

VII. Das sorbische Vaterunser.

1. Obersorbisch (mitgeteilt vom P. Goltzsch-Königswartha und P. Mahling-Klitten).

Wótče naš, kiž sy w njebiesach. Swjećene budź Twoje mjeno. Přidź k nam Twoje kralestwo. Twoja wola so stań, kaž na njebju, tak tež na zemi. Naš wšedny khlěb daj nam džensa. A wodaj nam naše winy, jako my wodawamy našim winikam. A njewjedź nas do spytowanja. Ale wumož nas wot teho zleho. Přetož Twoje je to kralestwo a ta móc a ta časć do wěčnosće. Hamjenj.

2. Niedersorbisch (mitgeteilt vom P. Schwellow-Hornow).

Woschz nas, kenž sy na njebju. Hufswieschone buzi twojo mě. Twojo kralejstwo pschiži. Twoja wola se stani, ako na njebju, tak tež na zemi. Nasch schedny klěb daj nam džinsa. A wodaj nam nasche winy, ako my wodawamy naschym winikam. A njewjež nas do spytowanja. Ale humož nas wot togo sleho. Pscheto twojo jo to kralejstwo, a ta moz, a ta zeschć do nimernosći. Amen.

3. Obersorbisch, katholische Fassung nach M. Horniks Übersetzung. (Mitgeteilt von Dr. Grollmufs-Leipzig.)

Wótče naš, kiž sy w njebiesach. Swjatosćene budź zwoje mjeno. Přidź k nam twoje kralestwo; twoja wola so stań, jako na njebju, tak tež na zemi. Naš wšedny khlěb daj nam džensa. A wodaj nam naše winy, jako tež my wodawamy našim winikam. A njewjedź nas do spytowanja; ale wumož nas wot zleho. Amen.